

Werk

Titel: II. Teil. Die Fabeln des Erzpriesters von Hita und ihre Stellung im Rahmen der mi...

Ort: Erlangen

Jahr: 1912

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345572629_0031 | log26

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

sieren, so bitte er sie, auf ihren Wallfahrten für ihn ein Vaterunser einzulegen. — Damit schliesst die zusammenhängende Darstellung des Werkes. — Hinzugefügt ist eine Strophe über die Abfassungszeit, die zweifellos von Roiz selbst stammt. Nach ihr ist das „Buch von der guten Liebe“ (wenn man die spanische Ära 1 = 716 der Stadt Rom in Rechnung zieht) 1343 vollendet, was jetzt auch Puyol y Alonso als sicher annimmt.

Was unsere Hss. jetzt noch bringen, sind teils lyrische Strophen, die mit dem Werke nichts zu schaffen haben, teils satirische Verse (der Gesang auf die Kleriker von Talavera), die mithin uns nicht interessieren.

Hinsichtlich der Bedeutung der Talavera-Satire für die Biographie des Erzpriesters hat Puyol y Alonso eine Deutung gegeben, auf die ich verweise.

II. Teil.

Die Fabeln des Erzpriesters von Hita und ihre Stellung im Rahmen der mittelalterlichen Fabelliteratur.

A Historischer Überblick über die Entwicklung der einzelnen Fabelsammlungen des Mittelalters.

Erst verhältnismässig spät ist es der Forschung gelungen, das ungeheuer reiche Fabelmaterial, das uns das Mittelalter hinterlassen hat, zu sichten und in einen genetischen Zusammenhang zu bringen, trotzdem das Interesse am Apolog seit Lessings Tagen nie wieder ganz erloschen ist. Wenn wir heute im ganzen leidlich klar sehen, so ist das unstreitig das Verdienst des französischen Gelehrten Léopold Hervieux, der als erster das ganze Material, dessen er irgend habhaft werden konnte, systematisch geprüft und vor allem durch den Abdruck weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Man scheint in Fachkreisen mit den Ergebnissen seiner Forschungen, die er in dem fünfbandigen Werke: *Les Fabulistes Latins, depuis le siècle d'Auguste jusqu'à la fin du moyen-âge* 1884/99 niederlegte, abgesehen von kleinen Ausstellungen, äusserst zufrieden gewesen zu sein (Gaston Paris rec. im *Journal des Savants*, déc. 1884 und janv. 1885), zufriedener als der Autor selbst, denn dieser arbeitete, wenigstens die ersten beiden Bände (z. T. unter Berücksichtigung der Kritik), völlig um und kam in dieser zweiten Ausgabe zu wesentlich anderen Resultaten (*1893/94). Das neue Werk fand, wenigstens in Deutschland, geringes Interesse; es ist bezeichnend, dass die Berliner Universitätsbibliothek seine Anschaffung nicht für nötig gehalten hat.

Die zur Einführung in das Verständnis des Teiles B der vorliegenden Untersuchung notwendigen historischen Vorbemerkungen über die Fabel im Mittelalter erfüllen also noch einen Nebenzweck, indem sie die so wenig gewürdigten Resultate der zweiten Auflage der *Fabulistes Latins*, freilich unter einem speziellen Gesichtspunkt, ganz kurz zusammenfassen.

§ 1.

Phädrus.

Die Fragen, die sich an die Biographie des Freigelassenen des Augustus sowie an die Echtheit der ihm zugeschriebenen Fabeln knüpfen, sind, nachdem sie jahrhundertlang die Philologen beschäftigt haben, heute als gelöst zu betrachten. Wir dürfen also, ohne auf Näheres einzugehen, folgende Resultate für uns ausnützen:

Die Fabeln des Ms. Perotti (um 1463 zusammengestellt), die zu den bisher bekannten 5 Büchern Phädrusfabeln, deren Authentizität keinen Zweifel duldet, 32 neue, die unsere Ausgaben im Appendix zu geben pflegen, hinzutreten lassen, sind als echtes Phädrusgut zu betrachten. Leider ist aber unsere Kenntnis des römischen Fabeldichters durch diesen glücklichen Fund noch keine vollständige. Das geht daraus hervor, dass sich in den deutlich als Nachahmungen des ursprünglichen Autors kenntlichen Mss., neben den uns bekannten, zahlreiche neue Apologe finden.

Wir wenden uns sogleich zu diesen Nachahmern, die für unser Ziel der Hauptzweck werden, während sie für Hervieux nur unter dem Gesichtspunkt der Textrekonstruktion des Phädrus Interesse haben.

§ 2.

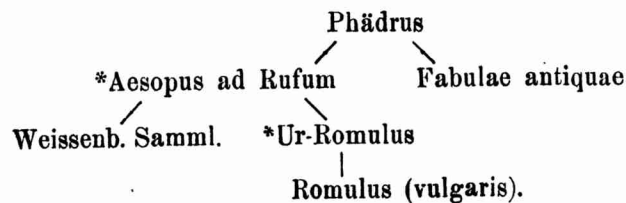
Fabulae antiquae und Aesopus ad Rufum.

Als Einleitungsprinzip gilt uns die mehr oder minder direkte Anlehnung an Phädrus. Da unterliegt es nun keinem Zweifel, dass zwei Leydener Hss. alle andern Sammlungen weit hinter sich lassen.

Der Cod. Leyd. Vossiani antiqui 15 enthält Fabeln, die dem Phädrus so nahe stehen, dass man durch Absetzen der Prosazeilen ganz das Bild des Originals, stellenweise die richtigen Trimeter herstellen kann (Hervieux, a. a. O. I. 242/43). Eine (unvollständige) Kopie dieser *Fabulae antiquae* — die man nach dem ersten Herausgeber Nilant (ed. 1709) auch die *Fabulae Nilanti* nennt, weil der Name ihres Schreibers, des Gelehrten Ademar (geb. gegen Ende des 10. Jahrh.), damals unbekannt war — enthält der zweite Leydener Cod. Sehen wir uns die *Fabulae antiquae* in ihrem Verhältnis zu Phädrus an, so kommen wir zu folgendem Ergebnis: Von den 57 Fabeln des Ademar treffen wir 30 nicht in den Mss., die Phädrus ent-

halten, die Kenntnis von 3 andern würden wir, ohne den Fund des Perottischen Ms., ausschliesslich dem Ademar verdanken. Aus dem letzteren Punkte geht die absolute Gleichgestellttheit der alten 5 Bücher des Phädrus und des neuen Appendix hervor. Im ganzen kann man also die Bedeutung des Leydener Cod. für unsere Kenntnis des Phädrus kaum hoch genug schätzen.

Unabhängig steht neben der Prosaauflösung des Ademar eine andre, der sogenannte Aesopus ad Rufum, den wir wegen der Ähnlichkeit der Lesarten und der ganzen Anordnung in zwei erhaltenen Sammlungen, besonders aber wegen der ihnen gemeinsamen praefatio, die eben an Rufus gerichtet ist, als die gemeinsame Quelle, aus der die beiden Bearbeiter geschöpft haben, erschliessen müssen¹⁾. Höchstwahrscheinlich direkt aus ihm geflossen ist die Weissenburger Sammlung, deren Wert leider sehr herabgedrückt wird durch die unglaublich fehlerhafte Überlieferung, die nur verschlimmbessert ist durch eine Hand des 11. Jahrhunderts. Sie weist 17 Fabeln auf, die unsern Phädrushss. unbekannt sind, darunter 5, die auch die Ademarfabeln nicht kennen. Nicht direkt aus dem Aesopus ad Rufum kann das älteste Romulus ms., der Burneianus des 10. Jahrhunderts, stammen, weil er verschiedene Änderungen aufweist in der Anordnung und Zahl der Fabeln. Wir kommen also zu einer hypothetischen Zwischenstufe zwischen dem Aesopus ad Rufum und dem Burneianus; sie mag der Ur-Romulus (Herv. Romulus primitif) heissen. Die Zahl seiner Fabeln belief sich auf 84, in (wahrscheinlich) 3 Büchern, unter ihnen 32 dem Phädrus unbekannte. Da der Burneianus ins 10. Jahrhundert gesetzt werden muss²⁾, wird der Ur-Romulus mit Hervieux an den Anfang des 9. gesetzt werden dürfen. Seinem pseudogelehrten Verf. kann man die ganz willkürlich gewählte Bezeichnung Romulus — ausserdem bringt er seine Kenntnis vom Tiber in Tyberinus an — zuschreiben. Bisher sind wir also zu folgendem Ergebnis gelangt:



1) Dass das Verhältnis der beiden Sammlungen nicht das der gegenseitigen Abhängigkeit sein kann, sondern ein schwesterliches ist, hat Hervieux gezeigt.

2) Vgl. Oesterley, Romulus, die Paraphrasen des Phaedrus ... Berl. 1870. Einl. p. XI/XII.

§ 3.

Der Ur-Romulus und seine Ableger.

Die Bedeutung des Ur-Romulus beruht darin, dass er die unversiegbare Quelle für immer neue Fabelentlehnungen abgegeben hat, das ganze Mittelalter hindurch, während seine Parallelen, die *Fabulae antiquae* und die Weissenburger Kollektion, ohne Erben zu hinterlassen, untergingen. — Wir wenden uns nunmehr den einzelnen Ablegern zu.

I. Die dem Ur-Romulus am nächsten stehende, aber abgeleitete Fassung, die uns geradezu für ihn Ersatz leisten kann, ist die des Burneianus, von der bereits des öfteren die Rede war: der sogen. *Romulus vulgaris* oder *Romulus schlechthin*¹⁾. Noch zwei andre Hss. (ein gutes Apographon und eine Renaissancehs.) zeigen fast genau die Einteilung und die Lesarten des Burneianus, drei andre weichen etwas stärker ab. Gelegentlich hat die Untersuchung der Varianten Bedeutung für das genaue Verständnis der abgeleiteten Fabeln; gegebenenfalls gehen wir dann auf Einzelheiten ein. — Der *Romulus vulgaris* ist nun selbst wieder der Ausgangspunkt zahlreicher Bearbeitungen geworden und zwar prosaischer und poetischer.

Prosaableger.

Unter den Prosafassungen schliesst sich die des Vincentius Bellovacensis ihrem Vorbild in der Anordnung der Fabeln genau an, was um so mehr auffällt, als Vincens nur eine Auswahl gibt. Eine zweite Bearbeitung desselben Autors stösst sie willkürlich um. Die zahlreichen Werke des Vincent de Beauvais und auch die Fabeln einzeln liegen in mehreren Codd. vor und sind auch wiederholt gedruckt worden.

Ein zweiter Prosaableger des *Romulus vulgaris* ist eine Hs. aus Oxford, die den Inhalt der Romulusfabeln wesentlich knapper wiedergibt; sie enthält nur 45 Fabeln.

Nicht ausschliesslich aus dem *Romulus* abgeleitet sind die Münchener und die Berner Fabelsammlung. Die erstere enthält 25 *Romulus*fabeln und 15 andere verschiedener Herkunft, auf deren eine wir später gesondert eingehen müssen (*De lupe pedente*). Der Berner Mischkodex weist 47 Fabeln *Odos* von Sherington (s. u.) neben 48 andern, die auf den *Romulus vulgaris*, aber auch auf den obigen Münchener, den anglo-latinischen *Romulus* (s. u.) und *Odo* zurückgehen, auf. Das Vorkommen von Lesungen des Münchener *Romulus* beweist, dass diese Sammlung, die uns nur in einer Hs. des 15. Jahrhunderts vorliegt, vor dem 13. (Entstehungszeit des Berner Cod.) abgeschlossen

1) Im folgenden bezeichne ich mit dem Namen *Romulus* stets diese Sammlung.

gewesen sein muss; denn die ganze Art der mehr als lakonischen Berner Fabeln spricht unbedingt für die Priorität der Münchener.

Poetische Bearbeitungen.

Ebenfalls auf dem Boden des gewöhnlichen Romulus ist aller Wahrscheinlichkeit nach die erste poetische Version, der wir uns nunmehr zuwenden, erwachsen. Der Verf. der in Distichen abgefassten Version verbarg sich lange hinter dem Anonymus Neveleti, bis es Hervieux gelang, ihn mit Walther Anglicus zu identifizieren und die Abfassung der Fabeln in das Jahr 1177 zu verlegen. Da diese Identifikation alle andern hypothetischen Verfasser der in Rede stehenden Distichen hat in der Versenkung verschwinden lassen (s. Schanz, Geschichte der römischen Literatur [Iw. Müllers Handbuch der klass. Altertumswissenschaft ¹VIII] 2, 2 p. 31), gehe ich auf sie nicht weiter ein. 60 Fabeln sind allgemein als Eigentum Walthers angenommen. Die spezielle Bedeutung, die der Walthertext für die vorliegende Untersuchung gewinnen wird, als die Hauptquelle des Erzpriesters von Hita, rechtfertigt es, wenn ich auch auf die Frage der Überlieferung näher eingehe, namentlich die in den Walthermss. vorkommenden Koinzidenzen einer Betrachtung würdige.

Mehrfach begegnen uns in derselben Hs. vereinigt gerade die Werke, die dem Erzpriester bestimmt, eingestanden oder nicht, vorgelegen haben, besonders häufig die Disticha Catonis, die Roiz zitiert in copla 44, 568¹), die Remedia Amoris Ovids und der Pamphilus, der auch Ovid zugeschrieben wurde (zitiert copla 429, 891, 446, 612). Man kann daraufhin die Vermutung wagen, dass ihm alle diese entlehnten Stoffe durch eine Hs. vermittelt worden sind. Um die Hypothese von der Verwandtschaft alles dessen, was soeben genannt wurde, unter sich und mit dem Walther zu stützen, will ich einige Punkte aus dem reichen Material anführen.

Die Pariser Mss. Nr. 8023 und 8259 der Bibliothèque Nationale, die sich durch ihren Inhalt (Catonis Disticha, Theoduli ecloga) als verwandt erweisen, stehen eben durch die genannten Stücke in Beziehung zu dem Berliner Cod. 87 der kgl. Bibliothek (Cato, Ecloga Theoduli), zu den Wolfenbütteler Codd. 87. 5. Aug. (Cato, Theoduli ecloga) und 162 Gud. (Theoduli ecloga), und endlich zu den mit Add. 10089 und Add. 10093 katalogisierten Hss. des Britischen Museums. Von dem erstgenannten Wolfenbütteler Ms. (87. 5. Aug.) mit seinem Cato und Theodulus, poeta christianus knüpfen sich durch die Tobiasparaphrase des Matthaeus Vindocinensis (Matth. Vindocinensis Episcopus Turinensis Tobiam elegiaco carmine transtulit) Fäden zu dem jüngeren Pariser

1) Alle Zitate nach: Jean Ducamin, Libro de buen amor (Juan Ruiz), Toulouse 1901.

Cod. 8460 und seinem (jüngeren) Verwandten 11344. Der Cod. 8460 enthält ausser den gemeinsamen Stücken (Cato, Theodulus, Tobias [Matthaei Vindocinensis ad Bartholomaeum, Turonensem archiepiscopum, Tobias, sive metaphrasis libri Tobiae, versibus eligiacis]) über den Cod. 11344 hinaus noch die *Remedia amoris* (Nasonis Liber de remedio amoris), die uns in einer ebenfalls dem 14. Jahrhundert entstammenden Hs. aus Laon, mit den *Disticha Catonis* und der *ars amandi* verbunden, wiederbegegnen. Der Pariser Cod. 8509 A, der seinerseits in der Pariser Sippe wurzelt, berührt sich eng mit der jüngeren, reichen Wiener Hs. 303 durch den *Geta sive Amphijtrion* (sic!), *comœdia de amoribus Jovis et Alcmene* (Vindobonensis: *Carmen de Amphitryone et Alcmena*), den *Facetus* (Vind. *Facetus sive liber morum et virtutum*) und endlich durch das *fragmentum elegiae amatoriae*, cui titulus *Pamphilus* (Vind. *Pamphilus sive de documento amoris*). Einen Cato und einen Epigrammatiker Prosper Aquitanus enthält das Ms. Strozzi LXXX (13. saec.) der Laurentiana; dem Prosper begegnen wir wieder in der Hs. A 163 der spanischen Nationalbibliothek (14. 5.), die, namentlich wegen der vielen Fehler ihres Walthertextes (s. Herv. I p. 584), die doch möglicherweise ein Charakteristikum der ganzen pyrenäischen Waltherüberlieferung sein könnten und so event. von Wichtigkeit für das Verständnis Roiz', unser Interesse verdienen würde. Auch einen Tobias bewahrt die Ambrosiana (N. 28 supr.) auf.

Aus dem angeführten geht deutlich hervor, dass ein gemeinsames Band die ganze Hss.-Sippe umschlingt. Ein Cod., der die bei Roiz auftauchenden Stücke enthielte, würde theoretisch sehr wohl denkbar sein, und wer kann sagen, ob er nicht in irgendeiner spanischen Klosterbibliothek noch schlummert?

Haben uns eben die Waltherhss. nach der Richtung der in ihnen enthaltenen andern Werke beschäftigt, so kommen wir nun zu der Besprechung des Walthertextes, den sie bergen. Im allgemeinen ist über ihn zu sagen, dass er durch die reiche Überlieferung sehr unsicher geworden ist. Auf die Varianten der einzelnen Codd. ist wiederholt im Laufe der Untersuchung einzugehen und bei der Gelegenheit das an ihnen Interessierende zu bemerken. — —

In der allgemein orientierenden Übersicht gelangen wir nun zu den Übersetzungen, die Walthers Fabeln ins Leben gerufen haben, und zwar zunächst zu den franz., von denen zwei in Versen und eine in Prosa abgefasst sind. Die jüngere der beiden metrischen Versionen bewahrt der Cod. Parisinus 1594, der zugleich den lat. Text reproduziert, auf; sie stammt aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (s. p. 637 Anm.). Robert¹⁾ hat sie zuerst beschrieben und Isopet I.

1) Robert, *Fables inédites du moyen-âge* (des XII^e, XIII^e, XIV^e siècles). Paris 1825.

getauft; ihre Fortsetzung, eine Übersetzung Avians, der Avionnet, hat für uns kein Interesse. Mehrere andre Codd. enthalten nur den franz. Text, oder entbehren des Aviananhängsels (Paris. Nr. 1595, 19123), 24310 ist durch die Fabeln der Marie de France auf 126 Apologe angeschwollen. Ausser den genannten Pariser Hss. enthalten noch der Cod. XIII der Library Grenville (vielleicht von derselben Hand wie Nr. 1594) und ein Brüsseler Cod. (11193) den Isopet I. Die Übersetzung, in Achtsilbbern, ist im ganzen nicht ungeschickt, sie individualisiert die in den Fabeln auftretenden Tiere glücklich, ein Vorzug, den sie wohl der inzwischen erfolgten Verbreitung des Tierepos, von dem mehr als eine Fabel greifbar beeinflusst erscheint, zu danken hat.

Eine ebenfalls nordfranz. Übersetzung in Prosa (Cod. Par. Nr. 983) mit abschliessendem Distichon sei im Vorbeigehen, der Vollständigkeit halber, erwähnt; sie hat für uns keinen Wert wegen ihrer späten Entstehungszeit.

Dagegen gewinnt die älteste aller franz. Versionen, ebenfalls in Achtsilbbern, wie sie ein Lyoner Ms. aufbewahrt hat, eine ganz hervorragende Bedeutung, einmal wegen des Dialektes, in dem sie abgefasst ist (Mundart der Franche-Comté), dann weil sie uns die Bekanntschaft eines variantenreichen Walther vermittelt. Doch abgesehen davon nimmt sie im Rahmen der gegenwärtigen Untersuchung eine Sonderstellung ein insofern, als behauptet werden darf, dass in dem Lyoner Isopet, wie der erste Herausgeber, Wendelin Foerster, die Hs. taufte, die Quelle der Fabeln des Erzpriesters von Hita gefunden ist. Auf eine geschickte Verschmelzung des lat. und franz. Textes dieser Vorlage gründet Juan Roiz, freilich durchaus als selbständiger Künstler, seine ausgezeichneten Weiterungen. Mehr über diesen Punkt schon hier zu sagen, verbietet die Rücksicht auf den Zweck dieses Kapitels; der Ausführung dieses Gedankens in allen Einzelheiten ist der Teil B dieser Abhandlung gewidmet. Wir werden aber schon hier die Sammlung als ganzes etwas näher charakterisieren. Foerster hat sie, wie gesagt, zuerst herausgegeben und zwar in der altfranz. Bibliothek; die genaue Beschreibung der Hs. findet man dort¹⁾. Die Anordnung des Stoffes ist bei dem Lyoner Isopet dieselbe wie bei dem Isopet I. Auf die lat. Fabel folgt jedesmal die franz. Übersetzung (die Stellung der Miniaturen weicht freilich in beiden ab), oder besser die Paraphrase, denn der Übertragende hat sich in einer behaglichen Breite ergangen, wie schon aus folgendem Zahlenverhältnis rein äusserlich hervorgeht: den 4 Distichen Walthers in der Fabel „de lupo et grue“ stehen nicht weniger als 51 franz. Achtsilbner gegenüber! Gerade diese gänzlich selbständige Stellung zur

1) Altfranz. Bibl. (hrsg. v. W. Foerster) V, Lyoner Yzopet, Heilbr. 1882.

Vorlage, die Neigung angedeutete oder auch nur sich bietende Situationen auszubauen, hat der Erzpriester von dem Lyoner Paraphrasten übernommen, durch ihn fühlte er sich offenbar angeregt, auch seinerseits seine Phantasie frei spielen zu lassen. — Die Entstehung der uns erhaltenen Hs. verlegt Foerster spätestens an den Anfang des 14., eher an das Ende des 13. Jahrhunderts (s. u.). Über ihre Geschichte und ihren Entstehungsort weiss er nichts anzugeben. Er erklärt es nur für wahrscheinlich, dass sie der Archetypus oder eine direkte Abschrift des Konzeptes ist, weil die Sprache des Übersetzers sich durchaus deckt mit der des Abschreibers (nach Ausweis der Reime), und weil die Fehler, die sich bei fortgesetztem Abschreiben ergeben müssen, fehlen. — Eine direkte Kopie des Lyoner Isopet ist bisher noch nirgends wieder ans Tageslicht getreten, sein Untergang hängt wohl mit dem Aussterben des südöstl. Dialektes als Schriftsprache zusammen. Die oben ausgesprochene Vermutung, dass der Erzpriester zugleich mit den Waltherfabeln die andern fremden Elemente seines Werkes kennen lernte in einer Hs., lässt sich natürlich ohne weiteres auf den Lyoner Isopet ausdehnen, den man ja in dieser Hinsicht mit dem einfachen Walther ganz gleich setzen kann.

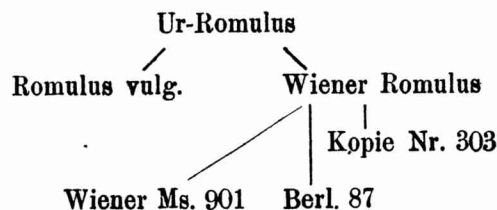
Eine lat. Paraphrase der Waltherschen Disticha, in Prosa, erledigen wir, wegen ihrer nahen Beziehungen zum Lyoner Isopet, gleich hier. Sie findet sich in dem Cod. Parisinus Nr. 14901, gehört dem 13. Jahrhundert an und enthält 28 Fabeln. Das Charakteristische an ihr ist, dass sie die philosophische Moral Walthers in eine spezifisch christliche umsetzt. Aus dem Text der Apologe geht aber hervor, dass dem Hersteller dieser Sammlung für seine Prosa nicht der Walther allein vorlag, wie Hervieux annimmt (²I. 667), — dazu sind die sachlichen Abweichungen zu gross —, sondern höchstwahrscheinlich eine Hs., die den Walthertext und die Lyoner Paraphrase gemeinsam enthielt, mit andern Worten eine Parallele zu der, die Juan Roiz benützte. Aus der franz. Übersetzung hat der Exzerptor u. a. den Zug entnommen, dass Jupiter den Fröschen einen Storch als König sendet, ein Zug, den auch der Erzpriester verwandte, und der beide in Gegensatz zu der gesamten sonstigen Überlieferung inkl. sogar des Lyoner Walthertextes setzt. Die Aufdeckung dieses Zusammenhanges ist insofern von höchster Bedeutung, als wir damit einen Anhalt gewinnen dafür, dass der Lyoner Isopet bereits im 13. Jahrhundert eine gewisse Notorietät besass, und dass der lat. und franz. Text in derselben Hs. verbreitet wurden.

Ein kurze Bemerkung verdienen noch die italienischen Übersetzungen, weil ich Gelegenheit genommen habe, sie wiederholt zum Verständnis der Entwicklung eines Apologes heranzuziehen. Hervieux

folgt ihrem ersten Herausgeber, Gaetano Ghivizzani¹⁾, darin, dass er diese Prosafabeln direkt und ausschliesslich aus dem Walther herleitet; Oesterley dagegen machte darauf aufmerksam (Romulus, p. XXV), dass in ihnen Fabeln vorkommen, die Walther gar nicht versifiziert hat. Man wird daher mindestens einen Zusammenhang mit einer fremden Sammlung annehmen, Mall²⁾ identifiziert diese mit dem Esope der Marie de France. Eine Untersuchung dieser für die Kenntnis der Fabelentwicklung in Italien nicht unwichtigen Frage liegt ausserhalb meiner Aufgabe; doch vergleiche den Exkurs auf p. 614 Anm.

Eine Parallelerscheinung zu Walther Anglicus ist Alexander Neckam (geb. 1157), der ebenfalls den Romulus vulgaris in lat. Disticha umsetzte, und zwar im ganzen gründlicher und in engerer Anlehnung an die Vorlage als jener. Wie Walther wurde auch Neckam zweimal ins Französische übersetzt. Die Pariser Codd. 24432 und 15213 enthalten die eine Version, den sogen. Isopet II, ein Ms. der Bibliothek zu Chartres die zweite. Letztere ist von deren Bibliothekar Duplessis (1834) herausgegeben unter dem Titel: Fables en vers du XIII^e siècle. Da die Auflage nur 48 Exemplare betrug, wird man in Deutschland schwerlich eines auftreiben können. Den Isopet II hat Robert (a. a. O.) ediert.

II. Eine Schwestersammlung des Romulus vulgaris ist der ebenfalls aus dem Ur-Romulus geflossene Wiener Romulus. Wir besitzen von ihm nur eine veränderte Kopie des 14. Jahrhunderts, die das Wiener Ms. Nr. 303 aufbewahrt. Sie enthält 80 Fabeln, also nur 4 weniger als der Ur-Romulus, aber eine 81. lernen wir noch aus einem andern Wiener Ms. (Nr. 901) kennen, das freilich nur 50 Apologe enthält. Schon wegen dieses Mehrbesitzes, sowie wegen des höheren Alters des Ms. kann 901 nicht aus 303 geflossen sein, aber die Varianten gegen 303 zeigen ferner, dass 901 nicht eine einfache Kopie vom Wiener Romulus (wie 303) ist, sondern eine, namentlich in den Epimythien, erweiterte Fassung. Dasselbe gilt von den 60 vielfach fehlerhaften Fabeln, die der Berliner Cod. 87 uns mitteilt. Mit Hilfe eines Stemmas lassen sich die Verhältnisse so veranschaulichen:



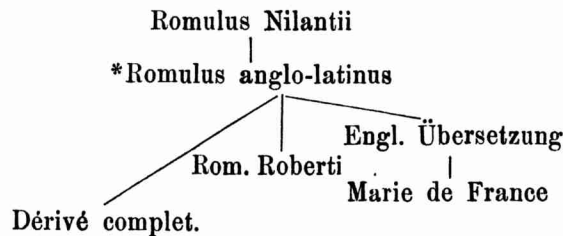
1) Il volgarizzamento delle Favole di Galfredo, Scelta di curiosità letterarie LXXV/VI, Bologna 1866.

2) Ztschr. f. rom. Phil. IX. p. 203¹⁾.

III. Die 1897 von Hervieux entdeckte Version, die ein Ms. des 13. Jahrhunderts der Laurentiana überliefert (sogen. Florentiner Romulus), steht ebenso wie der Wiener Romulus neben dem Romulus vulgaris, d. h. sie ist aus dem Ur-Romulus geflossen.

IV. Nicht endgültig hat Hervieux die Frage zu entscheiden gewagt, ob der Romulus, den Nilant im Anschluss an die *Fabulae antiquae* edierte (1709: sog. Romulus Nilantii), ein Abkömmling des Ur-Romulus oder des gewöhnlichen Romulus ist; persönlich vertritt er die erstere Ansicht. Ausser dem Leydensis, der der Nilantischen Ausgabe zugrunde lag und 45 Fabeln enthielt, benützte Hervieux 2 andere Mss., die ihm die Bekanntschaft von 5 weiteren Fabeln vermittelten, darunter 2, die für den Erzpriesterbeurteiler Interesse haben.

Bedeutungsvoll ist der Romulus Nilantii dadurch, dass er ein Hauptelement des hypothetischen Romulus anglolatinus, der durch seinen Nachwuchs unser Interesse erregt und nur aus diesem rekonstruiert werden kann, gebildet haben muss. Auf die Einzelheiten der Hervieuxschen Beweisführung gehe ich nicht ein. Eine Stütze für seine Annahme kann in den Worten der Marie de France, die sich auf die englische Übersetzung eines lat. Werkes beruft, — welches Werk eben der Romulus anglolatinus sein müsste —, gefunden werden. Wem die englische Version zuzuschreiben ist, steht nicht fest; Hervieux traut sie der Initiative des Königs Heinrich I., genannt Beauclore (1100–1135) zu. Maries Paraphrase ist einem Grafen Wilhelm gewidmet, in dem man den natürlichen Sohn Heinrichs II. (gest. 1226) vermutet. — Die erste Generation des Nachwuchses des Anglo-latinus wird repräsentiert durch eine Sammlung von 22 Fabeln, die Robert herausgab (= Romulus Roberti), und diejenige von 136 Nummern, die Hervieux den *Dérivé complet* nennt; ich nenne die letztere gelegentlich, im Anschluss an Malls (s. u.) Nomenklatur, auch die Sammlung LBG (in London, Brüssel, Göttingen liegen die wichtigsten Hss.). Der Romulus Roberti steht dem Nilantischen noch ziemlich nahe, nur die 4 ersten Fabeln stammen deutlich aus dem Ur-Romulus. Die häufigen Berührungen mit dem *Dérivé complet* führten notwendig zu der Annahme einer gemeinsamen Quelle, eben des Anglolarinus, weil eine Ableitung des einen aus dem andern bei genauerer Betrachtung unmöglich erscheint. Der Romulus LBG entfernt sich etwas weiter von dem Nilantischen, ist aber gleichwohl wahrscheinlich älter als der Romulus Roberti. Hervieux' Anschauung möge dieses Schema veranschaulichen:



Nachdem in dieser Frage Hervieux' Auffassung genügend zu Worte gekommen ist, halte ich es doch für wünschenswert, eine bereits 1885 erhobene Stimme, die zu ganz anderen Resultaten kommt, anzuführen. Ed. Mall hat damals, nach Hervieux' erster Auflage, seine Vorstudien zu einer Marie de France-Ausgabe, die dann erst Warnke¹⁾ unter Benutzung des Mallschen Materials vollendet hat, veröffentlicht²⁾. Ich führe seine Zusammenfassung wörtlich an: „Der Esope der Marie ist die franz. Übersetzung eines verlorenen engl. Werkes, das wahrscheinlich im Anfange des 12. Jahrhunderts oder wenig später abgefasst war. Dasselbe war in seinem ersten Teile eine freie Bearbeitung des Romuli Nilanti. Der zweite Teil bestand aus einer, wie es scheint, von dem Autor selbst angelegten Sammlung von Erzählungen aus sehr verschiedenen, oft schwer zu bestimmenden Quellen. Die zwei lat. Texte (d. h. Romulus Roberti und Sammlung LBG), welche zahlreiche nur aus Marie bekannte Stücke aufweisen, kommen als Quelle weder für sie noch für ihre engl. Vorlage in Betracht, sondern sind, umgekehrt, von Marie abhängig.“ Ungefähr dieselbe Meinung vertritt Warnke.

Uns berührt die ganze Frage so indirekt, dass ich sie nicht zu entscheiden brauche. Trotzdem habe ich hin und wieder anmerkungsweise die Punkte, die für die eine oder andre Auffassung zu sprechen scheinen, angeführt.

Sicheren Boden gewinnen wir wieder, wenn wir die niederdeutschen metrischen Nachahmungen des 14. Jahrhunderts, die sich der Dérivé complet gefallen lassen musste, und die noch zu besprechenden poetischen Abkömmlinge des Nilantischen Romulus erwähnen. Die 46 Hexameterfabeln nach dem Nilant — und was für Hexameter! — gehören wohl ins 12. Jahrhundert, die Reimfabeln, die sich durch eine auffallende Form auszeichnen — auf drei silbenzählende folgt ein quantitierender Vers — ins 13. saeculum.

V. Eine letzte, nur 16 Fabeln umfassende Sammlung, die auf den Ur-Romulus zurückgeht, ist der Berner Romulus, nicht zu verwechseln

1) Bibliotheca Normannica (hrsg. von Suchier VI), Die Fabeln der Marie de France. Halle 1898.

2) Ztschr. f. rom. Phil. IX. 1885. p. 161.

mit dem Berner Mischkodex, dem Abkömmling des Romulus vulgaris und andrer. Die primitivere Sammlung bezeichne ich als Bernensis I.

§ 4.

Freier gestaltende Fabeldichter.

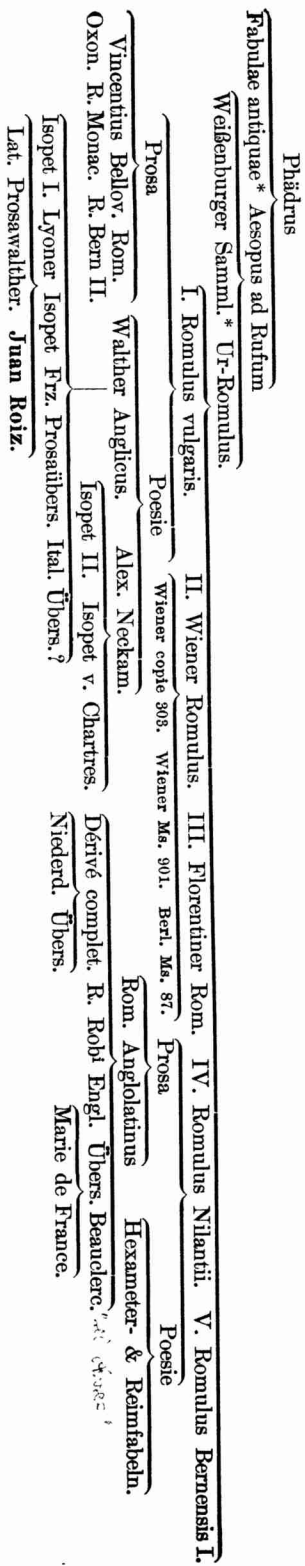
Zwei Fabelsammlungen, die mehr den Charakter der freien Selbstschöpfung an sich tragen, und die Hervieux darum aus seiner zweiten Auflage verbannt hat, möchte ich wegen der sich auch bei ihnen ergebenden Vergleichsmöglichkeiten nicht ganz ausschliessen: ich meine die Fabeln des Mönches Odo von Sherington (Eude von Cerington) (um 1180) und die des Jean de Sheppey. Die Schwierigkeiten, die sich mit der Echtheitsfrage der einzelnen Apologe Odos verknüpfen, sind für diesen speziellen Zweck belanglos. Ein zweites Moment lässt die kurze Erwähnung dieser Sammlung hier, sowie ihr Heranziehen im Teil B noch besonders berechtigt erscheinen: sie ist kurz nach der Zeit des Erzpriesters unter dem Titel Libro de los Gatos ins Spanische übersetzt.

Damit mag der orientierende Überblick über die wichtigsten Fabelsammlungen des Mittelalters abgeschlossen sein; er war aber unumgänglich nötig, um dem Leser das Vergleichsmaterial in genetischer Darstellung vor Augen zu führen.

Überblick über die mittelalterlichen Fabelsammlungen in Form eines Stammbaumes.

(Vgl. dazu den historischen Abschnitt des II. Teiles. p. 598 ff.)

Odo v. Sherington. Jean de Sheppe.



Die mit *) bezeichneten Sammlungen sind hypothetisch.

Kritische Untersuchung der einzelnen Fabeln des Libro de buen amor.

Vorbemerkungen: Während ich im ganzen der Fabelanordnung bei Roiz treu bleibe, halte ich es für angebracht, die Fabel von dem Froschkönig, die besonders deutlich den Beweis für die Abhängigkeit der erzpriesterlichen Darstellung von der des Lyoner Isopet erbringt, am Anfang zu behandeln. Ausdrücklich weise ich hier noch einmal darauf hin, dass unter Lyoner Isopet stets die Zusammenfassung des lat. Walthertextes und der franz. Paraphrase desselben zu verstehen ist, denn wir werden häufig sehen, dass Roiz, wenn es ihm besser so passte, die Lesungen des lat. Textes benutzte, während er von dem Paraphrasten nur die Anregung zu neuen Gestaltungsmöglichkeiten empfing, ja dieses Verfahren wird gegen den Schluss seines Werkes hin das gewöhnlichere.

Wegen der Heranziehung der anderen Fabelsammlungen bemerke ich: Angeführt werden sämtliche mir bekannt gewordenen Fassungen, im einzelnen untersucht nur diejenigen, die durch die Art ihrer Darstellung geeignet sind, über die Ausdeutungsmöglichkeiten eines Motivs Licht zu verbreiten. Die genetische Anordnung musste wiederholt durchbrochen werden zugunsten einer plastischeren Herausstellung des Hauptgesichtspunktes: des Nachweises für die Abhängigkeit Roiz' vom Lyoner Isopet.

Die Abkürzungen, die ich für die einzelnen Sammlungen verwende, sind die folgenden:

Leyd.	=	Fabulae antiquae Ademars.
Wiss.	=	Weissenburger Sammlung.
Rom.	=	Romulus vulgaris.
Vinc.	=	Vincentius Bellovacensis.
Oxf.	=	Oxforder Romulus.
Monac.	=	Münchener Romulus.
Bern. II	=	Berner Mischkodex.
Walth.	=	Walther Anglicus.
Prosawalth.	=	lat. Prosaauflösung des vorigen Werkes.
Neckam	=	Alexander Neckam.
W ₁	=	Kopie des Wiener Romulus Ms. Nr. 303.
W ₂	=	Ableger „ „ „ Ms. Nr. 901.
Berl.	=	„ „ „ „ Berliner Ms. Nr. 87.

Flor.	=	Florentiner Romulus.
Nil.	=	Romulus Nilantii.
Marie	=	Marie de France.
Rom. Robt.	=	Romulus Roberti.
LBG.	=	Dérivé complet.
Hexameterf. } Reimfabeln }	=	Hexameter- Reim- } fabeln nach dem Nil.
Bern. I.	=	Berner Romulus.
Odo v. Sh.	=	Odo v. Sherington.
Sheppei	=	Jean de Sheppei.

Fabel 1. Enxiemplo en como las ranas demandaban rey a don Jupiter. Str. 199 ff.

Roiz: Die Frösche, die sich ihres ungestörten Daseins erfreuen konnten, baten, auf die Einflüsterungen des Teufels hin, Jupiter um einen König. Jupiter schickte ihnen einen riesigen Kelterbaum, der klatschend ins Wasser fiel und die quakenden Frösche zum Schweigen brachte. Aber bald erkannten sie, dass das doch kein König war, der sie bändigen konnte. Sie stiegen einer nach dem andern auf den Balken und setzten ihr Bitten um einen König fort. Jetzt sandte ihnen Jupiter zornig einen Storch, der die Frösche gleich paarweis in seinen unersättlichen Magen marschieren liess. Nun geht erst recht das Jammern an um Befreiung von dem Ungeheuer, das ihnen ihre Morgen- und Abendfreuden zerstört. Aber Jupiter kennt der selbstverschuldeten Pein gegenüber kein Erbarmen.

Bei Phädrus (I, 2) wird diese Fabel als Parallele zu einem historischen Ereignis, der Unterjochung Athens durch Pisistratus, angezogen; Aesop weist durch sie die Athener auf ihre Torheit hin. In der weiteren Entwicklung hat die Verkennung dieses Zusammenhanges oft zu einer Zerlegung des Apologes in zwei selbständige Fabeln geführt, so bei Walther Anglicus. Die beliebte Fabel ist in nicht weniger als 17 verschiedenen lat. Versionen auf uns gekommen. Leyd. 21; Wiss. III, 7; Rom. II, 1; Oxf. 19; Bern. II 35; Walth. 21 a; Prosawalth. 19; W₁ 20, W₂ 20, Berl. 21; Flor. II, 1; Nil. II, 1; LBG. 19; Hexameterf. 17; Reimf. II, 1; Odo v. Sh. I, b.

Bei Phädrus schickt Jupiter lächelnd einen ganz kleinen Balken (parvum tigillum), der auch seine Wirkung zunächst nicht verfehlt. Als er aber längere Zeit im Lehm ruhig liegen bleibt, da steckt ein Frosch den Kopf ganz sachte aus dem Wasser, sieht sich den König an und ruft seine Kameraden. Ihre Furcht ist im Nu verflogen, hurtig schwimmen sie heran, klettern auf dem König herum und tun ihm

alle erdenklichen Schmähungen an. Gleichzeitig erneuern sie ihre Bitten um einen tatkräftigen König. Jetzt schickt Jupiter eine Wasserschlange, vor der sich die Armen nicht zu retten wissen. Ihr Quaken ist aus Angst verstummt, und heimlich bitten sie Merkur, sich für sie bei Jupiter zu verwenden.

Die *Fabulae antiquae* stehen noch durchaus auf dem Boden des Phädrus, der Weissenburger und der Romulustext erst, mit anderen Worten der Aesopus ad Rufum, geben der Sache eine andere Wendung¹⁾.

Das Lächeln des Gottes schliesst die erste Phase der Verhandlungen ab: für eine solche Bitte der Frösche hat Jupiter nur ein mitleidiges Lächeln. Sie schreien weiter. Aber als sie keinerlei Zeichen des Erfolges sehen, verlegen sie sich aufs Bitten (oder bitten intensiver; beide Interpretationsmöglichkeiten gab das *potius rogare coeperunt an die Hand*²⁾). Der fromme Jupiter (*pius Jup.*) sandte ihnen nun ein grosses Stück Holz — aber der Verfasser setzt mit Seelenruhe daneben das *Deminutiv tigillum* aus dem Phädrus, das ihm offenbar unverständlich war. Die Keckheit des naseweisen Frosches, der die anderen herbeiruft, hat übrigens im Romulus noch durchaus nicht die demoralisierende Wirkung, der Respekt der Kameraden hält noch eine ganze Weile vor und äussert sich in demütigen Huldigungen. Erst als die Untertanen merken, dass kein Leben in den König kommt, als sie ihm ihre Aufwartung machen, werden sie dreist. Zu *hydram* gibt der Verf. die Glosse *id est magnum colubrum* (Wiener Rom. *colubrum mirae magnitudinis*). Von Merkurs Vermittlung ist keine Rede mehr.

Der cod. Bern. II drängt nach seiner Gewohnheit den Inhalt der lang ausgesponnenen Romuluserzählung in wenige Zeilen zusammen. Für seine Einschätzung ist es nicht uninteressant, zu sehen, dass in die Gestaltung auch der Fabeln, die er dem Rom. entnommen hat, Züge aus Odo v. Sherington, dem bekanntlich der ganze zweite Teil der hs. entnommen ist, hinein geraten sind. Einen solchen will ich kurz anführen. In allen Abkömmlingen des Ur-Romulus (Rom. vulg., Wiener, Flor., Nilantischer Rom.) ist von dem Herumtrampeln der Frösche auf ihrem König (*conculcare*) die Rede, wahrscheinlich hat also der Aesopus ad Rufum — der Wiss. lässt eine sichere Entscheidung nicht zu —, bestimmt der Ur-Rom. die *contumelia* des Phädrus und des Ademar in dieser Weise ausgedeutet. Im Bern. II

1) Ich bemerke, dass ich in allen Fällen, wo keine bemerkenswerten Abweichungen vorliegen, den Text des Romulus zugrunde lege, da die Weissenburger Bruchstücke nur mit seiner Hilfe zu verstehen sind.

2) In letzterer Weise hat der Wiener Romulus seine Vorlage ausgedeutet die drei ihn enthaltenden hss. schreiben, der Verständlichkeit halber: *instantius clamabant*.

dagegen heisst es: *super eum stantes minxerunt*. Genau derselbe Ausdruck findet sich in einer Fabel *Odos*: Wie die Ameisen sich einen König wählen. Zu dieser führen aber Fäden von unserer Froschfabel insofern, als bei *Odo* die Frösche sich ihren König (zuerst einen Baumstumpf, dann eine Schlange) wählen, Jupiter also gänzlich ausgeschaltet ist. Die Fassung *Odos* reiht sich damit ein in die Reihe der Königswahlfabeln, die in letzter Instanz aus der Fabel von der Königswahl der Bäume (Buch der Richter IX) abzuleiten sind, und deren er eine ganze Menge anführt. Sie alle nehmen hinsichtlich des den Wählern ungünstigen Ausgangs die Fabel von dem Habicht und den Tauben (*Phädr.* I, 31) zum Muster¹⁾, der in der einzigen Parallele

1) Eine Königswahlfabel ist auch die von den Vögeln, die sich erst den Kuckuck, dann den Adler zum König wählen, wie sie in den it. Fabeln, die Hervieux als Walthersche Abkömmlinge qualifiziert, vorliegt. Um die ablehnende Haltung dieser Ansicht gegenüber zu begründen, muss ich etwas weiter ausgreifen. Nur der Anglolutinus (*Marie de France*, *Rom. Robt.*) kennt die in Rede stehende Fabel. Schon wegen dieser Tatsache steht es schlimm um Hervieux' Behauptung. Aber die Zahl der Fabeln, die uns in den it. codd. begegnen, ohne mit dem Walther, d. h. Buch I—III des *Rom. vulg.*, zusammenzuhängen, ist gar nicht so gering. Ich nenne: Ghivizzani a. a. O. p. 186: *Rom.* III, 20 (von Walth. nicht mehr versifiziert); p. 199: *Rom.* IV, 3; p. 201: *Rom.* IV, 4; p. 207: *Marie de Fr.* LXVII. Es wird hiernach sehr wahrscheinlich, dass der Anglolut. der der Übersetzung zugrunde liegende Fabelcod. ist. Mall, der ja den Anglolut. ablehnt, meint (*Zs. rom. Ph.* IX., 203), dass der it. Übersetzer die Marie selbst übersetzt habe. — Zum Beweise der engen Verwandtschaft setze ich den Inhalt des *Romulus Robt.* neben den der it. Version.

Robt. Als die Vögel versammelt waren, um einen König zu wählen, hörten sie die weithinschallende Stimme des Kuckucks. Alle lobten sie, ohne zu wissen, wem sie gehörte, und wollten den Besitzer zum Könige machen, wenn sein sonstiger Wert der Stimme entspräche. Sie schickten die Meise, um den Vogel zu beobachten. Diese war schon von dem Äussern des trägen Kuckucks wenig angetan, um ihn aber zu prüfen, bedachte sie ihn von einem höhern Baum mit einem ekelhaften Gruss, ohne ihn damit aus seiner Stumpfheit aufzurütteln. Auf ihre Kunde hin wählen die Vögel einen Herrscher, auf den sie sich in Gefahr auch verlassen können: den Adler.

Die italienische Fabel erzählt so: Als die Vögel versammelt waren, beschlossen sie, sich einen König zu wählen, der ihnen Recht spräche. Auf Vorschlag eines Vogels wurde an den Kandidaten, den Kuckuck, der durch seine sonore Stimme Eindruck gemacht hatte, ein Gesandter geschickt, um ihn zu prüfen. Der Bote, der Zaunkönig (sehr hübsch gewählt der *re meschino!*) überbringt dem Kuckuck die ergebensten Grüsse der Vogelwelt, ohne irgendwelchen Eindruck auf ihn zu machen: der zu so hohen Ehren Erkorene schreit ruhig weiter. Dem Zaunkönig ahnte schon danach, wie wenig der Kuckuck zum Herrscher geeignet sei, um aber sicher zu gehen, sprang er auf ihn, und schmähte ihn auf alle Weise, ohne dass der sich rächte, oder auch nur die Schande em-

zu Odos Version, wie sie der Anglolanus aufwies (erhalten im *Romulus Roberti* und *Marie de France*) ursprünglich nicht vorhanden war. Ein besseres Zeugnis für Fabelbeeinflussung dürfte schwer zu finden sein, darum führe ich es an. Eigenartig ferner ist der *Bernensis II* durch die Personifikation, die er dem fröschevertilgenden König angedeihen lässt: er nennt ihn *Lucius*. Eine Personenbenennung kommt sonst in den Berner Fabeln nur noch einmal vor, in der vierten Fabel, wo der Stier mit *Cavius* bezeichnet wird. Ebensowenig wie dieser Name zu deuten ist, etwa aus dem Tierepos, bin ich in der Lage, den Namen *Lucius* zu erklären. Ich möchte aber folgende Vermutung äussern. Die Moral der Berner Fabeln zeichnet sich öfters durch ihre Bezugnahme auf reale Verhältnisse aus; z. B. no. 7 klingt geradezu wie die verbitterte Klage eines nicht zu Ehrenstellen gelangten Menschen, wahrscheinlich eines Mönches. Dass der Verf. ein Mönch ist, scheint namentlich aus dem *docet* der 39. Fabel hervorzugehen, das sich ebenfalls, man kann geradezu sagen, durch Anspielungen auf Klostermitglieder auszeichnet: *Lupus est abbas; Vulpes est procurator, Asinus claustralis*. Könnte man die oben erwähnten Namen nun nicht als Äquivalente der Standesbezeichnung auffassen? Ausserhalb des Klosterkreises waren dann die betroffenen Personen geschützt, man verstand die Hiebe einfach nicht. Wir würden eine Gleichung haben mit einer Unbekannten. *Lupus est* (z. B.) *Johannes* (*id est abbas noster*) *Serpens* (?) *est Lucius* (z. B. *prior noster*). Dass der *Lucius*, wenn die Vermutung überhaupt richtig ist, ein Vorgesetzter war, geht aus der Moral hervor. Sie richtet sich an diejenigen, die die alten wohlwollenden Vorgesetzten geschmäht und neue grausame für sie eingetauscht haben; ein solcher unbeliebter muss eben der *Lucius* gewesen sein.

Die bisherigen Untersuchungen führten mehr ein in die Frage der Fabelbeeinflussung und Fabelabhängigkeit, als dass sie uns unserem eigentlichen Ziele direkt näher brächten. Erst bei *Walther Angliensis* treffen wir auf den Weg, der uns zum Erzpriester von Hita führt. Bei dieser Fabel erfordert die Textgestaltung nur wenige Bemerkungen. Ein paar Varianten (v. 16 *opus* statt *onus*, hervorgerufen durch das *opes* derselben Zeile; dazu die Var. *opem* nach Zeile 14) erklären sich aus Beeinflussung durch Worte der Umgebung, haben auch keinerlei Spuren in den abgeleiteten Sammlungen hinterlassen; andere sind einfach unsinnig oder bedeutungslos. Inhaltlich ist an der *Waltherschen* Darstellung folgendes bemerkenswert. Auf die zweite (im *Romulus* war es erst die dritte) Bitte hin hören die Frösche plötzlich ein Geräusch in dem Fluss, das von einem aufschlagenden Balken herrührt. Die Angst lässt sofort die heiseren Kehlen verstummen und die Köpfe pfand. Nach dem Bericht ihres Gesandten machten die Vögel den Adler zu ihrem Herrn.

unter Wasser verschwinden. Die Verhöhnungen des ‚Königs‘ fallen fort, die Frösche begnügen sich damit, seine Unbeweglichkeit festzustellen. Danach wenden sie sich zum drittenmal an Jupiter. Die Vorstellung des Flusses geht wieder verloren, und die alte des stehenden Gewässers (palus, lacus) kommt von neuem zum Durchbruch.

Zug für Zug stimmt zum Walther der Isopet I, nur dass er von Anfang an die Vorstellung des Sumpfes (palu, madres) festhält. Für Jupiter ist konsequent Dieu eingesetzt.

Die andere franz. Übersetzung Walthers durch den Lyoner Paraphrasten erfordert, wie man bereits weiss, unsere ganz besondere Aufmerksamkeit. Rein äusserlich ist an ihr ihre Aufschwellung auf 83 Acht-silbner charakteristisch. Nach der zweiten Bitte gibt Jupiter, der für die erste nur ein Lächeln übrig gehabt hatte, nach und sendet den Balken, der das Quaken der Frösche zum Schweigen bringt. Nachdem sie aber seine Leblosigkeit festgestellt haben, fangen sie von neuem an zu bitten und erhalten von dem zornigen Gott den Storch als König.

Damit stehen wir an dem ausschlaggebenden Punkte, denn, wie erinnerlich, setzt auch der Erzpriester an Stelle der erwarteten Wasserschlange den Storch. Ich betone besonders, dass, unter den bekannten Versionen, einzig und allein der franz. Übersetzer des Lyoner Walther — denn auch dieser hat ydrus wie alle andern mir zugänglichen Walthermss. — und der Prosawalther, über dessen Stellung zur Lyoner Überlieferung in der Einleitung gehandelt ist, den Storch einsetzen. Wäre schon das blosse Zusammentreffen des Erzpriesters mit dem Lyoner Anonymus äusserst auffallend, so wird die Vermutung, dass letzterer der Durchgangspunkt für jenen gewesen ist, wie mir scheint, zur Gewissheit, wenn man in Betracht zieht, dass das Ersetzen des unverständlichen ydrus durch cyoigne sich bei dem Paraphrasten nicht unüberlegt vollzogen hat, sondern von ihm eigens begründet wird. Die die Änderung rechtfertigende Stelle ist wichtig genug, dass ich sie mitteile:

La cyoigne por roi lour baille,
Hydres li liures cy l'apelle,
C'est aigue en grizoiche nouele.
Hydre est por ce li nons de maitre
Que sus les aigues se suet paistre,
Ou por ce que la seignorie
Sus les raignes li est ballie.
Hydre fut uns serpent en Grece
Qu'ocist Hercules iai grant piece.
De cestui ne doiz pais entendre,
Ce ai dit por toi miez aprendre.
Enten donc ce que ie t'ensaigne:
Cy endroit est hydre cyoigne.

Hydre ce dist l'autre pertie,
 Est serpent en aigues norrie,
 Que dex qui ai de tout la cure
 Done es rainnes por lour destruire.
 Ou soit serpent ou soit cyoigne,
 Des rainnes uai mal la besoigne.

Die erste Begründung, dass der Herrscher, der über dem Wasser seine Nahrung zu finden pflegt, oder dem die Herrschaft über die Frösche anvertraut ist, ydre heissen muss, weil im Griechischen ydre das Wasser bedeutet, ist nicht übermässig zwingend. Die zweite, richtige Herleitung dagegen von der Hydra des Herkules lehnt der Paraphrast ohne ersichtlichen Grund ab, um eine seiner naiven Alltagserfahrung entnommene und durchaus zutreffende Gleichung vorzunehmen: cy endroit est hydre cyoigne, die ja in der weiteren Fabelentwicklung tatsächlich Glück gemacht hat (Lafontaine:grue). Es ist ganz selbstverständlich, dass ein mit solchem Blick für das Reale ausgestatteter Dichter wie der Erzpriester von Hita die zweite, untergeordnete Erklärung seiner Vorlage Hydre, ce dist l'autre pertie (sc. des vorliegenden ms., also der lat. Walther, oder eine andere Version?), est serpent en aigues norrie gar nicht in Betracht zog, weil ihm die Vorstellung des Storches, der auf der Froschjagd den Teich umschreitet, wesentlich mehr der Wirklichkeit angenähert erscheinen musste, nachdem er sie einmal kennen gelernt hatte, als die halb-mythische einer Wasserschlange. Für Roiz ist daher der König der Frösche der Storch¹⁾ und er gibt die mehrdeutige Ausdruckweise seiner Vorlage (ou soit serpent, ou soit cyoigne), die z. B. von goule redet, auf zugunsten der klaren Bezeichnung der Storchattribute, z. B. pico.

Die wörtlichen Anlehnungen an den franz. Text sind bei dieser Fabel unbedeutender als bei anderen; man vergleiche etwa: en sa goule . . . sevelit cop a cop ces rainnes, mit: Su vientro nos sotierra . . . de dos en dos nos come . . ., wo das cop a cop eine Spur hinterlassen zu haben scheint in dem spezielleren de dos en dos, denn die Quantitäten zu verändern, ist eine allgemeine bei Roiz zu konstatierende Tendenz. Dagegen lässt sich gleich bei dieser Fabel schön zeigen, dass Roiz auch den lat. Text seiner Vorlage zu Rate gezogen hat gegen den franz. Roiz' Moral (Strophe 206):

1) Prof. Appel macht mich darauf aufmerksam, dass die Ebenen Südspaniens durch ihren Reichtum an Störchen ausgezeichnet sind, dass dagegen in Castilien, wo der Erzpriester lebte und schrieb, der Storch ein seltenes Tier ist. Die selbständige Einführung des Storches für den ydrus würde hier also fern gelegen haben. Dass übrigens der ydrus in Frankreich und England ebenfalls keine landläufige Vorstellung war, geht daraus hervor, dass fast sämtliche mss. eine Glosse (id est magnum colubrum u. dgl.) für angebracht halten.

Quien tiene lo quel cumple, con ello sea pagado
 Quien puede ser suyo, non sea enagenado

ist die wörtliche Wiedergabe des zweiten Waltherschen Epimythions:

Si quis habet, quod habere decet, sit letus habendo
 Alterius non sit, qui suus esse potest,

von welchem sich der franz. Wortlaut ganz erheblich entfernt:

Qui puet estre de franc coraige,
 Ne s'obloigoit¹⁾ a mal servaige.

Übrigens fehlt gerade dieses Epimythion in unserer Lyoner hs., woraus mit Sicherheit hervorgeht, dass Roiz nicht eine von der uns erhaltenen hs., abstammende Kopie benützt hat; auch der Prosawalther besitzt das fragliche Distichon, folglich kann auch er nicht von dem uns erhaltenen ms. herkommen. Durch die Feststellung dieser Tatsachen wird eine gewisse Verbreitung des Lyoner Isopet wahrscheinlich gemacht.

Folgende weitere Belege mögen die Abhängigkeit des Erzpriesters vom lat. Text illustrieren:

Las ranas en un lago cantaban et jugaban,
 Cosa non les nusia
 zu: Dum nihil auderet ludentes ledere ranas.
 Cercaba todo el lago
 zu: Cepit obire lacum.
 Su vientro nos sotierra
 zu: Nos sepelit venter (s. o.).
 Vengere vuestra locura
 zu: Vindicet . . .

Die Frage der Moral muss uns bei dieser ersten Fabel auch kurz beschäftigen. Die einzelnen Sammlungen geben sie bei dieser Fabel in ganz abweichender Auffassung: Der Wiener Romulus lehrt, dass, wer sich nicht beherrschen könne, sich einen Herrscher gefallen lassen müsse, der Nilantische: Wer sich nicht einem milden Herrscher beugt, muss vor einem strengen zittern lernen, Walther in seinem ersten Epimythion: Jedes Glück muss durch Unglück gewürzt werden. Man muss sich diese Unterschiede einmal vorstellen, um sich dann nicht zu sehr zu wundern über die Änderungen, die sich Roiz gelegentlich, seines Zusammenhangs wegen, erlaubt.

Dass trotz der Bekanntschaft mit den Vorlagen der Dichter in Juan Roiz sich nicht verleugnet, sei an einzelnen selbständigen Zügen, die erst auf Grund der übernommenen Grundanschauungen der Fabel möglich wurden, gezeigt. Die Einführung des Teufels, der den

1) Dialektische Form des Konj. Praes. nach soie.

Fröschen im Nacken sitzt, könnte man zunächst verwunderlich finden, da in der folgenden Zeile don Jupiter erscheint. Aber das völlige Durcheinandergehen heidnischer und christlicher Vorstellungen beobachten wir weder nur an dieser Stelle des Libro de buen amor, noch bei unserm Autor allein. Der Kelterbaum reiht sich ein in die Gruppe der Quantitätsveränderungen und Spezialisierungen, die wir noch öfters feststellen werden, die Übertreibungslust blickt verstoßen aus dem *la mayor quel pudo* hervor. In den untersuchten Versionen sank der Respekt vor dem „König“ nur ganz allmählich; die Szene des unter den Sumpfbewohnern auftauchenden Zweifels lässt sich der Erzpriester merkwürdigerweise entgehen und setzt alle, *quantas podian sobir* (beachte die wiederkehrende Wendung), sogleich auf den Balken. Dafür aber geht er mit einem überlegenen Humor auf die Tageseinteilung, ich möchte fast sagen die Verteilung der Regierungssorgen der Storchmajestät ein, die weder abends noch morgen sich Ruhe gönnt, vielmehr unentwegt an ihre Untertanen „denkt“. Die Frösche klagen, dass der neue König ihnen böse Abende, aber noch bössere Morgenstunden schaffe — ein feines Beispiel für Roiz' realistische Naturbetrachtung.

Fabel 2¹). *Enxiemplo de como la tierra bramaba*. Str. 98 ff.

Roiz: Die Erde war schwanger und schreckte alle Menschen durch ihr Wehgeschrei. Jeder erwartete, sie würde eine Schlange oder sonst ein Ungeheuer in die Welt setzen, das alles auffressen oder vernichten werde. Statt dessen gebar sie, unter allgemeinem ironischen Gelächter, einen Maulwurf.

Die Fabel eignet sich vorzüglich, gleich nach der Froschfabel behandelt zu werden, weil in ihr noch einmal eine besonders in die Augen fallende Abhängigkeit des Erzpriesters von dem Lyoner Isopet zu konstatieren ist. Sie steht in folgenden Sammlungen: Phädr. IV, 23; Wiss. IV, 14; Rom. II, 5; Vinc. 11 (14); Walth. 25; Neckam 35; W₁ 24, W₂ 24; Flor. II, 5; LBG. 90; Sheppey 44.

Die einfache, nur zwei Verse umfassende Erzählung des Phädrus vom Berg in Kindesnöten erscheint im Romulus vulg., im Wiener und Florentiner Romulus insofern verändert, als die Angst der Menschen sehr eingehend geschildert wird; es finden sich bis zu fünf Ausdrücke des Entsetzens. Als dann die Maus glücklich geboren ist, erleichtertes Aufatmen: *resumpserunt spiritum*.

Walther bringt eine Veränderung dadurch, dass er für den spezielleren Berg das ganz allgemeine Wort Erde einsetzt. Die Erde schwillt an und zeigt durch ihr Stöhnen an, dass sie einer Niederkunft

1) Die erste Roizsche Fabel von der Krankheit des Löwen, die man an dieser Stelle erwartete, gehört ihrer ganzen Struktur nach zu den Fabeln ohne genau fixierbare Quelle, die natürlich am Schluss zu behandeln sind.

entgegengeht. Männer und Frauen kommen fast vor Entsetzen um, denn sie machen sich auf die Geburt von scheusslichen Ungeheuern gefasst. Man scheut sich nahe (zu ergänzen: an die kritische Stelle) heranzugehen. Aber die Spannung löst sich in Gelächter auf, denn das Produkt so vieler Sorge ist eine Maus. Auffallend ist die Einsetzung der Erde für den Berg, doch kann man an dem unzureichenden Ausdruck *prope stare cavent* erkennen, dass Walther die ursprüngliche Vorstellung „Berg“ vorgeschweht haben muss. Wie hätte er sie auch nicht kennen sollen, da er doch nach dem Romulus arbeitete? Der Grund, weswegen er überhaupt gegen seine Vorlage änderte, ist wahrscheinlich ein ganz äusserlicher (metrischer?) gewesen¹).

Von den Übersetzungen Walthers behandle ich zunächst den Isopet I. Dessen Verf. sucht in gar nicht ungeschickter Weise einen Ausgleich zwischen *mons* und *terra* herbeizuführen, indem er den einen aus der anderen vor unseren Augen entstehen lässt. Er sagt: An einer Stelle, die ganz eben war, blähte sich die Erde empor, so dass ein Berg entstand. Entweder hat er also die Lesart *mons* irgendwoher gekannt, oder er stiess sich an einem Wort, das der zu allgemeinen Vorstellung Erde zu widerstreiten schien, höchstwahrscheinlich eben an dem *prope stare* seiner Vorlage.

Die sinnfälligste Entlehnung des Erzpriesters aus dem franz. Text der Lyoner hs. findet sich in der *Moral*, auf die ich erst unten eingehe. Die zweite auffallende Neuerung, die Roiz ganz allein vornimmt, ist die Einsetzung des Maulwurfs für die Maus. Für sie bot ihm der Lyoner Paraphrast keine Handhabe, wenigstens nicht durch den Text, eher könnte man an eine Anregung durch die Miniaturen denken; diejenigen der Lyoner hs. speziell kenne ich nicht, aber die von Robert (a. a. O. I zu p. 327) reproduzierte Figur zu unserer Fabel würde event. die Vorstellung eines Maulwurfs hervorgerufen haben können. Begünstigt in ihrem Fortwirken mochte die einmal gefasste Vorstellung werden durch die Abneigung des Erzpriesters gegen die Maus (*el mur*) allgemein (s. Fabel Nr. 12) und durch seine Lust am Spezialisieren, die ihn veranlasste, beinahe schematisch, an die Stelle des Begriffes *mur* den des *mur topo* zu setzen²).

1) Entsprechend dem nur auf einen festen Punkt, z. B. Berg, beziehbaren *prope stare* verwendet Neckam *vicini*; aber er behält *mons* bei, so dass sein Bild richtig ist. Zum Beweise für die Keimkraft, die in einem Fabelstoff liegt, bei richtiger Behandlung, kann übrigens die Darstellung seines Übersetzers, des Isopet II, dienen. Dieser erzählt von einem Bergschloss, dessen Bewohner, durch fortwährendes Lärmen im Innern des Berges erschreckt, eine Maus als dessen Ursache feststellen.

2) Ob der Erzpriester damit vielleicht unbewusst zum Ausgangspunkt des ganzen Fabelmotivs zurückgekehrt ist? Wie erklärt sich die merkwürdige An-

Bei Phädrus warnt die Moral vor grossen Drohungen, die ergebnislos verlaufen: *Hoc scriptum est tibi, qui, magna cum minaris, nihil extricas*. Ganz anders bereits erscheint sie in den verschiedenen Romuli: *ubi terror et timor magnus est, saepe nihil est*, d. h. geh' einer Sache auf den Grund, ehe du dich vor ihr fürchtest. Walther fasst beide Lehren in ein Distichon zusammen; oft machen die Menschen am wenigsten, die grosse Drohungen ausstossen (*qui magna minantur*; Var. *qui magna loquuntur*), oft ruft eine geringfügige Ursache viel zu grosse Angst hervor. Wenn wir uns fragen, wie Roiz seine Fabel ausgelegt haben will, so geht aus dem Zusammenhange hervor, dass er die leichtfertigen Schwätzer, die mehr versprechen, als sie hernach halten, treffen will. Deutlicher Weise passt zu diesem Sinn nur die Var. Walthers: *Saepe minus faciunt homines, qui magna loquuntur*, die an und für sich eine arge Verirrung von dem echten Sinn ist, denn es spricht niemand in der Fabel. Wie aber nun, wenn der Lyoner Walther nur die Lesart *minantur* kennt, wie es tatsächlich der Fall ist? Hier hilft uns der franz. Paraphrast weiter; dieser hat aus sich den Begriff des Sprechens aufgenommen, er schreibt:

*Qui en mout perler se travaillent
Ce sont cilz qui en fait moins vaillent.*

Diese Worte sind es, die Roiz in seinem Zusammenhange gebrauchen konnte und die er darum wörtlich übertrug:

Ome que mucho fabla, fase menos avezes.

Zum zweiten Male ist also handgreiflich der Lyoner Paraphrast die Durchgangsstelle für eine Roizsche Auffassung gewesen, die ihn von dem einfachen Walther scheidet, und die uns rätselhaft sein würde ohne die Kenntnis dieses Zusammenhanges¹⁾.

schauung von den Wehen der Erde und der Geburt der Maus, wenn nicht etwa durch die Beobachtung vom Aufwerfen eines Erdhaufens (der beim Missverständnis des ursprünglichen Sinnes zum „Berg“ wurde), aus welchem dann nicht, wie man fürchtete, ein schädliches Tier, sondern ein unschuldiger Maulwurf kam? (Vermutung Appels.)

1) An der Stelle, wo im Romulus und im Florentiner Romulus unsere Fabel von der kreissenden Erde steht, weist der Nilantische Rom., also die Parallelsammlung, eine andere auf, die er *de homine qui peperit murem* überschreibt. Schon der Ort und der Titel würden auf eine nahe Verwandtschaft hindeuten, wenn nicht auch ausserdem auf Schritt und Tritt dieselben Ausdrücke begegneten. Wie der Verf. der Nilantischen Sammlung auf die Änderung verfiel, lasse ich ausser Betracht. Merkwürdiger Weise fehlt die Fabel sowohl bei Marie als bei dem Anonymus LBG. und dem Romulus Rob¹. Der LBG. entlehnte dann aus dem gewöhnlichen Rom. die alte Fabel von der kreissenden Erde. Wo der Verlust der *homine parturiente* Fabel eingetreten ist, ob bei dem Sammler des Anglolarinus, oder bei Maries engl. Vorlage, wie Mall annehmen müsste, ist nicht auszumachen.

Fabel 3. Enxiemplo del ladron e del mastin. 174ff.

Ein Dieb, der einbrechen wollte in eine Speisekammer (oder Weinkeller? cillero bedeutet beides) traf auf einen grossen Haushund, der sofort anschlug. Um ihn zu beruhigen, warf der Dieb ihm ein vergiftetes halbes Brot hin. Der Hund durchschaute den Plan und ging aus mehreren Gründen nicht auf ihn ein: für das Brot einer Nacht wollte er nicht seinen täglichen Unterhalt aufs Spiel setzen, den ihm sein Herr nach bewiesener Untreue sicher entzogen hätte, und zweitens ahnte er, dass die Gabe vergiftet sein könnte. Mehr als diese fiel aber ein anderer Grund ins Gewicht, ein sittlicher: Sein redliches Gemüt konnte es nicht über sich gewinnen, dem Herrn, der ihn aufgezogen hatte, untreu zu werden, ganz abgesehen von allem materiellen Schaden oder Nutzen. So bellte er heftig und zwang den Dieb zur Flucht.

Dasselbe Fabelmotiv steht in folgenden Sammlungen: Phädr. I, 23; Leyd. 23; Wiss. III, 9; Rom. II, 3; Vinc. 10 (6); Oxf. 21; Mon. 10; Bern. II, 15; Walth. 23; Prosaw. 21; W₁ W₂ 22, Berl. 23; Flor. II, 3; Nil. II, 3; LBG. 21; Reimfabeln II, 3; Hexameterf. 20.

Bei Phädrus und in den *Fabulae antiquae* fehlt gänzlich das Motiv des Eigeninteresses des Hundes, er handelt gewissermassen nur aus instinktiver Feindschaft gegen den Dieb, ohne an sich zu denken, vielleicht auch aus Ehrgeiz, um nicht die Schande zu haben, überlistet zu sein. Von dieser Fassung zum Romulus klafft die Lücke, die wir fast immer finden; neue Motive erscheinen, und gerade das des Eigennutzes in schroffster Form. „Du gibst mir nur Brot um mich zu schädigen, denn, wenn du das ganze Haus geplündert hast, dann wirst du mich verhungern lassen. Du willst mir durch dein Brot den Mund stopfen, so dass ich nicht bellen kann, aber ich durchschaue deine List.“ Nicht wesentlich verändert erscheint die Fabel in dem Wiener und Florentiner Romulus, die Moral ist immer die: Wehe denen, die für eine Mahlzeit all das Ihre hingeben. Man sieht, wir sind noch weit entfernt von der Auffassung von „Hundeethik“ beim Erzpriester.

Ihr nähert sich bereits der Nilantische Romulus, der geschickt aus den schwerverständlichen Phrasen des Romulus eine richtig ablaufende Gedankenreihe entwickelt. Der Hund fragt, ob er das Brot, ohne sich zum Verrat an seinem Herrn zu verpflichten, fressen dürfe, lehnt aber den verlockenden Gedanken sogleich selbst ab mit der Begründung, dass er, wenn er seinen bisherigen Herrn, der ihn so lange gefüttert habe (erstes Auftauchen des Verpflichtungsgefühls!), verrate, auf kein Mitleid des Diebes zu rechnen habe, weil dieser ihm dann mit Recht misstrauen würde. Das Brot würde also für ihn *nocivus* sein. Wir sehen, beim Nil. berühren sich egoistische und sittliche Motive, und dasselbe lässt sich von den Reim- und Hexameterfabeln behaupten.

Der Prosaabkömmling des Nilantischen Romulus, der *Dérivé complet*, geht, was Betonung des sittlichen Momentes anlangt, noch über diesen hinaus. Er bringt ein Zwiegespräch zwischen Dieb und Hund. Der Dieb sagt ganz harmlos, warum er wohl dem Tiere Brot schenken solle, wenn er vorhätte, ihm damit zu schaden, und was ein Hund wohl Erstrebenswertes für ihn besitze. Unbeirrt sagt ihm der Hund seine schwarzen Pläne auf den Kopf zu und setzt ihm auseinander, wie er, nach dem Verrat mit allem anderen in des Diebes Gewalt gelangt, unter seinem ehemaligen Betrug an dem ersten Herren würde zu leiden haben, wie er von dem neuen Besitzer zu einer Schlinge um den Hals oder zum Ertränktwerden mit einem Stein um den Leib verurteilt werden würde, und ganz mit Recht. Denn es sei niedrig, dem Herrn, der ihn von klein auf aufgezogen und gefüttert habe, seine Mühe und Kosten so schlecht zu danken und für ein Brot die vielen früheren Nahrungsmittel zu vergessen. — Man sieht, das Hauptgewicht der Erzählung liegt hier schon auf dem Abtragen einer Dankesschuld, was denn auch in dem Epimythion noch ausdrücklich ausgesprochen wird. Der Nil. warnt nur vor Verführern, der LBG. dagegen mahnt positiv zur Dankbarkeit für erhaltene Güter. Eigenartig ist übrigens die auf den Nil. Text so gar nicht passende Titelüberschrift: *De fure nocturno et cane seducto* in dieser Sammlung.

Bei Walther dienen die 5 Distichen der Rede des Hundes dazu, seine egoistischen Gründe gegen die Annahme des Brotes auseinanderzusetzen, er bleibt also im Banne des Romulus. „Nehme ich dein Brot, so nimmst du alles andere fort, und die nächtliche, einmalige Speise, die du mir bietest, beraubt mich meines sicheren Unterhaltes, ist mir also nur schädlich. Der feindliche Ankömmling gefällt mir doch nicht besser als mein Herr“. Der Isopet I deutet das ‚fert munus mea damna tuum‘ spezieller aus in ‚Ta viende ne m'est saine‘, womit er sich in derselben Richtung bewegt wie Roiz, wenn er schreibt: *dentro iban las zarazas*. Der Lyoner Paraphrast erwähnt den Herrn überhaupt nicht, neu bei ihm ist die Schilderung des Alltagsdaseins des Hundes, die die Versuchung, sich einmal ordentlich satt zu fressen, ganz geschickt steigert; aber trotzdem erklärt das treue Tier: *J'ain muez lo pou que tout jor dure*.

Eine Annäherung an die Roizsche Darstellung bedeutet also der Lyoner Anonymus diesmal nicht. Um so besser können wir feststellen, wie der Erzpriester spontan das Motiv vertiefte, weil es seinen Ansprüchen nicht genügte. Dass sich diese Veränderung in derselben Richtung bewegt, die wir schon beim *Dérivé complet* kennen gelernt haben, spricht für die Annahme gewisser Entwicklungskeime in einem Fabelstoff.

Nicht weniger als viermal lässt der Erzpriester den Hund seinen

Abscheu vor einer traición, falsedat, maldat, Verletzung der fealdat, die der Herr von ihm erwartet, betonen, so warm spricht auch der LBG. nicht. Während dieses Unterstreichen des sittlichen Handelns ganz auf Rechnung von Roiz kommt, können wir für manches andere auch hier die Vorbilder des Lyoner Isopet verantwortlich machen, so in der Schilderung der persönlichen Nachteile, die dem Hunde aus einem Verrat erwachsen würden. Die Worte:

Non quiero mal bocado, non serie por mi sano,
Por el pan de una noche, non perderé quanto gano

erinnern an:

Je ne vuoil point de pain de nuit,
Miez l'ain de iour quar ne me nuit

und an:

Non amo nocturnum panem

sowie:

Fert munus mea dampna tuum. S. o.

Noch lehrreicher aber für die Arbeitsweise des Erzpriesters als die oben gegebenen Beispiele für seine gemüts warme Schöpferkraft ist der Missgriff, zu dem er sich hat verleiten lassen durch das Bestreben, besondere Wirkungen zu schaffen. Die Andeutungen seiner Vorlagen über die Schädlichkeit des Brotes haben ihm den unglücklichen Gedanken eingegeben, das Brot als vergiftet hinzustellen, — aus der löblichen Absicht heraus, alle Halbheiten zu vermeiden, — und das auch den Hund argwöhnen zu lassen. Damit gräbt sich Roiz selbst das Wasser ab, denn alle seine hohen Worte von Treue und Dankbarkeit sind überflüssig, wenn der Hund weiss, dass das Diebsbrot vergiftet ist; diese Tatsache erspart ihm ja jede Selbstüberwindung.

Die Lokalisierung des ganzen Vorganges in einer Speisekammer ist in dieser Form Eigentum des Erzpriesters. Aber die Veranlassung dazu dürfte er in der Darstellung des Lyoner Paraphrasten gefunden haben:

D'une maison ovrit la porte uns lerres.

Roiz übertraf dann sein Vorbild hinsichtlich der Spezialisierung und der Gegenständlichkeit.

Fabel 4. Enxiemplo del alano que llevaba la pieza de carne en la boca. Str. 226 ff.

Ein gefräßiger Bullenbeisser durchschwamm¹⁾ einen Fluss mit einem Stück Fleisch im Maule. Das Schattenbild spiegelte ihm ein doppelt so grosses im Wasser vor, er suchte dieses zu erschnappen und verlor das wirklich vorhandene.

1) Die für uns naheliegende Frage: Wie kann der Hund das Spiegelbild im Wasser sehen, wenn er selbst schwimmt? scheint die Fabeldichter nicht beunruhigt zu haben; vgl. Walthers nat.

Die kurze Fabel findet sich in folgenden Sammlungen: Phädr. I, 4; Leyd. 7; Wiss. I, 6; Rom. I, 5; Vinc. 3 (4); Oxf. 5; Mon. 5; Bern. II. 12; Walth. 5; Prosaw. 5; Neckam 13; W₁ 5, W₂ 4, Berl. 5; Flor. I, 5; Nil. I, 5; LBG. 5; Reimfabeln I, 5; Hexam. 5; Bern. I. 3; Odo 61; Sheppey 3.

Gegenüber der reicheren Ausgestaltung des Phädrus und der *Fabulae antiquae*, die die vollständige Spiegelung des ganzen Hundes annehmen und seinen Neid auf den fremden Hund zum Motiv seines Handelns machen, bedeutet die Romulusfassung, die nur den Reflex, des Fleischstückes, selbst ohne quantitative Unterschiede, zum Ausgangspunkte der törichten Handlung macht — mag sie auch die Moral noch klarer dadurch herausstellen — eine Verarmung, die auch der Flor. und der Nil. Romulus beibehalten, während der Wiener ganz logisch einfügt: cuius (sc. partis carnis) umbram cum vidisset in aqua, majorem suspicatus est, also eben das, was wir vermissen.

Walther Anglicus ersetzt das allgemeinere *flumen transiens* durch entschlossenes *nat.* In tübler Rhetorik erörtert er, wie der Besitz die Tendenz zur Vergrösserung in sich trage. Die lat. Prosaauflösung Walthers gibt dem Hunde einen Knochen. Mit dieser Neuerung steht der Verf. der Paraphrase in der gesamten Fabelliteratur allein da, aber sie trägt auch das Merkmal seiner Originalität an sich! Schon bei der Froschfabel hätte ich einer anderen unglücklichen Neuerung desselben Textes Erwähnung tun können, der Ersetzung des Jupiter durch Rusticus. Ich trage das lieber an dieser Stelle nach und ziehe nun aus den beiden Fällen den Schluss, dass der Zusammensteller der Fabeln im Ändern eine unglückliche Hand hatte. Dadurch gewinne ich ein indirektes Argument für die Behauptung meiner Einleitung, dass der Sammler nach dem Lyoner Isopet arbeitete, da man ihm eine so glückliche Änderung wie ydrus in ciconia schlechterdings nicht zutrauen kann.

Die Abfassung der Fabel beim Lyoner Paraphrasten ist wiederum äusserst charakteristisch für die Sammlung. In echt epischer Manier erzählt uns der Anonymus erst, wie der Hund zu dem Stück Fleisch gekommen ist, wodurch unsere Anteilnahme gesteigert wird, dann von seiner Angst, verfolgt zu werden, und dem Fluss, der sich seiner Flucht entgegenstellt. Der Schemen des Fleisches im Wasser vervielfacht die Zahl der Stücke (das *multeplie lo nombre* ist aber mit Rücksicht auf das folgende als ‚verdoppelt die Zahl‘ zu interpretieren), und der Hund will statt des einen Stückes zwei haben.

Wenn auch der Erzpriester den Zwei-Begriff auf das Volumen des Fleischstückes überträgt — das Stück im Wasser erscheint doppelt so gross —, so werden wir doch nicht fehl gehen, wenn wir behaupten, dass er den, ausser bei ihm, nur im Lyoner Anon. zu findenden Zwei-

zahlbegriff herübernahm und ihn nur in seiner Weise modifizierte. Im übrigen bot die Fabel wegen ihrer Kürze dem Dichter wenig Gelegenheit zur Betätigung. Einen Versuch können wir aber gleichwohl anmerken: Anstelle des Hundes ganz allgemein, wie er in allen Sammlungen auftritt, drängt sich seinem sondernden Geiste unwillkürlich die Vorstellung des blutgierigen Bullenbeissers auf¹⁾).

Fabel 5. Enxiemplo del caballo e del asno. Str. 237.

Roiz: Ein Streitross, dessen Herr im Dienste seiner Dame ins Feld ritt, überholte einen Packesel, der weit vor ihm gegangen war, an der steilsten Stelle eines Berges. Der mutige Galopp, der die Erde erdröhnen liess unter den Schlägen der Vorder- und Hinterhufe, das Klirren des edeln Zaumzeugs setzten die anderen Tiere und auch den armen Esel in Schrecken. Das übermütige Ross weist ihn herrisch bei Seite: „Dummer Kerl, kannst du nicht Platz machen?“ Leichtfüssig eilte das kluge Tier ins Feld, in der festen Hoffnung, als Sieger heimzukehren. Statt dessen wurde es durch einen Lanzenstich schwer verwundet, so dass die Eingeweide austraten. Nach der Rückkehr aus dem Felde musste es allerhand niedere Dienste tun, pflügen, Holz schleppen, den Ziehbrunnen oder die Wassermühle bedienen, und so

1) Der Isopet II, die Übersetzung der Disticha Neckams, die sich sehr weit von ihrer Vorlage entfernt, setzt ähnlich für das Fleischstück allgemein ein Hammelviertel ein und kehrt zu der Auffassung des Phädrus zurück, dass der Hund seinen Schemen für einen Rivalen hält und ihn beneidet. Letzteres kann sehr leicht durch ein Verlesen beim Kopieren gekommen sein, indem für: *Umbram prospexit carnis in amne canis canis* an Stelle von *carnis* gelesen wurde.

2) Die Originalität des Dérivé complet, die wir schon oben hervorgehoben, beweist sich aufs neue, in hübschster Weise bei unserer Fabel. Anhangsweise sei darum auf sie eingegangen. Ein Hund überschreitet auf einer Brücke einen Fluss, dessen Durchsichtigkeit im Interesse des folgenden besonders erwähnt wird (*fluminis perspicui et puri*), im Maule trägt er einen Käse. Dessen Widerschein im Wasser veranlasst ihn zu einem raschen Sprung in den Fluss, der ihm den Verlust des wirklichen Besitzes kostet. — In der Ersetzung des Fleisches durch den Käse wollte Du Méril (*Poésies inédites du m. a. 1854*, p. 158) eine Besserung sehen, indem durch die leichte Löslichkeit des Käses im Wasser die Möglichkeit der Wiedererlangung vermindert würde. Näher als diese gesuchte und noch dazu anfechtbare Deutung liegt die Annahme eines Lesefehlers der *carnem in caseum* umdeutete und der dann bereits dem Sammler des Anglo-latinus passiert sein müsste, da Marie und LBG. von Käse sprechen. Für Mall ist die Neuerung sehr viel schwerer zu erklären, weil er ja eine direkte lat. Vorstufe zu Marie leugnet, weshalb der Fehler im engl. Esope der Marie untergelaufen sein müsste. Dass tatsächlich ein solcher Lesefehler vorkommen konnte, geht daraus hervor, dass der Isopet I auch die Käsevar. hat, und zwar hat er sie gelesen, denn er kennt auch die Fleischvar. Durch sein Raisonement über die vorzuziehende Lesung erinnert er uns sogleich an das, was der Lyoner Anon. anstellte über ydrus und cyoigne.

die Liebe seines Herrn zu der Dame büßen. Der Zustand, in den es geriet, war erbarmenerregend. Der Nacken vom Joch wund gescheuert, die Nüstern geschwollen, die Kniee durchgestossen, die Augen tief liegend und rot wie Rebhühnerfüsse. Am Leibe traten die Hüftbeine hervor, da die Weichen eingefallen waren; die Ohren hingen traurig herab. Der dumme Esel, der seinen stolzen Gefährten so widersah, lachte dreimal auf und fragte höhnisch: „Na, du übermütiger Genosse, wo sind nun deine Püffe? Wo hast du dein goldenes Zaumzeug, deinen Sattel, deinen Stolz, deine Händelsucht gelassen? Dein fürderes erbärmliches Leben mag die Strafe für deine Selbstüberhebung sein?“

Die Fabel erscheint an folgenden Orten: Leyd. 37; Wiss. III, 3; Rom. III, 3; Vinc. 17 (21); Oxf. 33; Walth. 43; Neck. 32; W₁ 41, W₂ 42, Berl. 42; Flor. III, 3; LBG. 97; Sheppey 12. Hier begegnet uns also zum erstenmal der Fall, dass eine nicht im Phädrus belegte Fabel zu untersuchen ist. Doch glaube ich den Nachweis erbringen zu können, dass doch noch ein, allerdings verdeckter, Zusammenhang zwischen der neu auftretenden Fabel und dem alten Phädrusgut obwaltet.

In dem Appendix des Phädrus wird als 19. Fabel aufgeführt: *Equus quadrigalis in pistrinum venum datus*. Ein Ross, das vor der Quadriga grosse Triumphe gefeiert hatte, wurde in eine Stampfmühle verkauft. Als man es einst von den Mühlsteinen weg zur Tränke geführt hatte, sah es seine Gefährten von ehemals in den Zirkus gehen zu neuem, ehrenvollen Kampf. Tränenden Auges beklagt es sein Geschick, das ihm die Teilnahme daran verwehrt. — Ich halte einen Zusammenhang zwischen dieser Fabel und der unserigen für sehr wahrscheinlich, trotz der beträchtlichen Abweichungen, zumal man sehr leicht einen Grund dafür anführen kann, warum die Fabel vom *equus quadrigalis* sich verändern musste in der Hand des ersten Paraphrasten; ihm war der Begriff des römischen Zirkus abhanden gekommen, und er suchte nun, unter teilweiser Beibehaltung der Phädrusfabel, ihr eine einigermaßen passende Vorgeschichte zu geben. Dabei trat ihm an die Stelle der Resignation der alten Fabel (*Ferendum esse aequo animo, quicquid acciderit*) die Demütigung für frühere Überhebung, die sich leicht aus der Gegenüberstellung von Ross und Esel, seiner Zutat, ergab. Einen Reflex von der Auffassung des Rennpferdes kann man noch in dem *currendo ruptus* der *Fabulae antiquae* und sonst sehen; das *currendo* trug den Keim in sich, auf das Wettrennen bezogen zu werden, wie es bei Walther tatsächlich gefasst ist, und wie es der Flor. verstanden wissen will nach seinem Zusatz *calcaribus totus laceratus*. Das *phaleris insolens* war zunächst ein Epitheton ornans, wurde aber, wie wir sehen werden, bedeutungs-, ja verhängnisvoll, weil dadurch die Vorstellung des Rennpferdes mit der des Streitrosses vermengt

wurde. An Stelle der Beschäftigung in der Mühle tritt das noch kränkendere Beladenwerden mit Mist. — Der neuerfundene Teil der Fabel ist im Leyd., wie folgt, dargestellt: Ein Pferd begegnet an einer engen Stelle einem von Ungemach (*malis*) niedergedrückten Esel, der ihm zu langsam ausweicht. Kaum bezwingt es sich, ihn nicht mit den Hufen zu bearbeiten. Der Esel schweigt und ruft die Götter zu Zeugen seiner Schmach an. Als das Pferd gestraft ist durch unwürdige Behandlung, verspottet er es.

Haben wir sonst fast immer einen beträchtlichen Unterschied zwischen der Fassung Ademars und dem Romulus aufzuzeigen, so bringt hier der Romulus dieselben, wenn auch etwas ausführlicheren Ausdrücke wie die Fab. ant. Das für ihn offenbar dunkle *quid tibi gloriose faleris?*¹⁾ ersetzt er durch *Quid tibi profuerunt illa ornamenta pretiosa?*; auch die Moral der Fab. ant. erleidet eine Abbiegung, für *denke an deine Zukunft, die dich unglücklich machen kann!* tritt ein: *Niemand soll seine Macht benutzen, um andere zu schrecken (resp. zu verletzen, nach dem Wiss.!)* Immerhin ist die Übereinstimmung auffallend. Auf die Frage nach einer gemeinschaftlichen Quelle für Ademar und den Aesopus ad Rufum, die nicht der Phädrus selbst wäre — Hervieux leugnet eine solche — kann ich mich hier nicht einlassen¹⁾.

Der Walther bringt an neuen Zügen folgendes: Das Pferd, mit dem vergilischen Beinamen *sonipes* geschmückt, spielt sich dem Esel, den es in einer engen Gasse trifft, gegenüber als Herr auf und entschliesst sich nur schwer, ihm sein langsames Ausweichen zu verzeihen. Der Esel schweigt furchtsam und beschämt und lässt die Drohungen an sich abprallen. Das Pferd aber büsst seine hohe Ehre bald ein; bei seinem Versuch, zu siegen, wird es besiegt, und die zerrissenen Eingeweide hindern es am weiteren Laufen (deutliche Vorstellung des Wettrennens, aber sogleich verdunkelt durch die folgende Waffenschilderung). Man nimmt ihm seine glänzende Ausrüstung ab und spannt es vor einen Reisewagen. Sein Rücken wird spitz vor Magerkeit, auf dem Bug bilden sich Geschwüre. Der Esel fragt triumphierend nach dem schönen Sattel, und wohin sein Übermut gekommen sei.

1) Ich verweise darauf, dass mehrere Fabeln, die Ademar und der Aesopus ad Rufum gemeinsam haben, die aber Phädrus nicht kennt, nichts weiter als Umkostümierungen phädrischer Stoffe sind z. B. *Volucres, quadrupedes et vespertilio* von *Graculus superbus*, *Leo et pastor* von *Leo et mus* (welche zwar nicht in unserer Phädrushss. steht, aber ihm sicher zugehört). Mit ihnen liesse sich unsere Fabel vergleichen. Man könnte etwa an eine Erweiterung des Phädrus denken, die in den gewöhnlichen mss. stand und so gewissermassen mit ihm verschmolz. Die Annahme einer umarbeitenden Hand zwischen dem lat. Autor und unseren Paraphrasen hätte manches für sich.

Der Lyoner Übersetzer Walthers zieht ganz richtig die Konsequenz aus seiner Vorlage und setzt auf das Pferd einen Reiter, der es in der Stadt spazieren und einen Berg hinanreitet¹⁾. Das goldene, in der Sonne funkelnde Zaumzeug hebt das Selbstbewusstsein des Tieres. Der zu langsam ausweichende Esel demütigt sich nach den herrischen Worten des Pferdes und fleht um Gnade, das Ross neigt nur das Haupt und geht vorüber. Später kämpfte es gegen andere Rosse, wurde aber so geschlagen d. h. verletzt, dass es die ehrenvollen Waffen nicht mehr tragen konnte. Mit dieser letzten Wendung und mit der obigen Schilderung der Waffen sehen wir auch bei dem Lyoner Anon. wieder die Inkonsequenz ihren Einzug halten, die Renn- und Streitross vermengt. Als Wagenpferd bekommt das Tier bald einen spitzen Rücken und abgestumpfte Schulterblätter. Das Hinterteil, durch die Arbeit zerschunden wird pommelé²⁾. Bei der Übertragung des Satzes: *surda praeterit aure minas* hat sich der Übersetzer im Subj. geirrt und die Worte, die auf den Esel gehen, auf das Pferd bezogen:

oultre passe . . .

N'est autre samblant qu'il en face;

er musste das auch tun, um sich nicht mit sich selbst in Widerspruch zu setzen: sein Esel war ja nicht *surda aure* vorübergegangen.

Derjenige, der nun endlich entschlossen mit der Halbheit des *destriers* und des Rennpferdes bricht, ist Roiz; er erkannte das Schiefe der Lyoner Auffassung, nachdem er ihre Anregungen empfangen hatte. Er lässt von der ersten Zeile an keinen Zweifel dartüber, dass er von einem *destrier* erzählen will, der Reiter (*valat*) des Lyoner Paraphrasten wird ihm darum ein *señor*. Ja zu der Vorstellung des Streitrosses gehört ihm gleich ein ganzer Roman, der mit den Worten: *porque forzó la dueña el su señor valiente* ganz kurz, aber verständlich angedeutet wird; später kehrt das Motiv des ritterlichen Minnedienstes noch einmal wieder: *escota el soberbio el amor de la dueña*. Die Waffen, deren Berechtigung bei einem Rennpferde sehr anfechtbar war, verhelfen durch ihr Klirren (der Lyoner Dichter wusste nur von ihrer optischen Wirkung zu erzählen) dem Auftreten des Rosses zu dem nötigen Nachdruck, den der energische Hufschlag, der an das *sonipes* Walthers anknüpft, dem Donner vergleichbar, noch verstärkt. Das Zusammentreffen von Pferd und Esel erfolgt an einem Abhang, in konsequenter Weiterbildung der zweiten Ortsangabe des Lyoner Anonymus. Die pointierte Gegenüberstellung: *coydó ser vencedor et fincó el vencido* erinnert mehr

1) Wie nah die Einführung des Reiters lag, geht aus dem Neckam hervor, der einen Hymnus auf den Reiter, den *dominator totius orbis*, der das Pferd verehere, einficht, sonst aber im Rahmen des Rom. bleibt.

2) Der Sinn von *pommelé* bleibt durchaus unklar.

an den lat. Text: dum vincere temptat, vincitur. Das folgende dagegen, die Verletzung durch eine Lanze, die das farblose tant batuz ersetzt, ganz im Rahmen des ritterlichen Anstriches der Fabel, wäre ohne die franz. Vermittlung schwer aus dem lat. Text abzuleiten; nun erst sind die herausquellenden Eingeweide recht am Platze. Die Behandlung, die der Erzpriester dem verstümmelten Pferde angedeihen lässt, das nach seinem Ausdruck keine Muskatellerbirne mehr wert ist, gleicht dem Wagenziehen der Vorlagen gar nicht, sondern führt den allgemeinen Begriff labor (travail) aus. Pflügen, Holz schleppen, den Ziehbrunnen, die Wassermühle bedienen, das ist seine Beschäftigung. Bei der Mühle kann man eine Anmerkung erneuern, die schon einmal gemacht wurde, dass nämlich der entfernte Nachbildner des Phädrus spontan einen längst aufgegebenen Zug des Originals aus sich neu erfinden kann. Bei Phädrus handelte es sich um eine Stampfmühle. Die in seinen Vorlagen leise angedeuteten Schädigungen, die das Pferd erleidet, geben Roiz Gelegenheit zu einer naturalistischen Schilderung, die heute kaum übertroffen werden könnte. Den vom Joch zerschundenen Hals, die spitzgewordene Wirbelsäule fand er vor. Er aber sieht schärfer, er entdeckt noch die eingefallenen Weichen, die herausstehenden Hüftbeine, die geschundenen Kniee. Letztere sind eine Folge der Schwäche, die das gequälte Tier oft in die Kniee sinken lässt, ja mit dem Kopf auf den Boden aufschlagen, so dass auch die Nüstern ganz verschwollen sind. Am meisten aber ist der edle Kopf entstellt. Warum der Esel, als er das Jammerbild sieht, gerade dreimal lacht, sieht man nicht ein. Diese Art der Detaillierung und solche Übertreibungen, wie die mit der Muskatellerbirne, haben etwas Gesuchtes, Spielerisches an sich, sie sind die Kehrseite der scharfen Beobachtungsgabe des Erzpriesters.

Die ersten Worte des Esels sind, unter deutlicher Bevorzugung des franz. Textes, aus der Vorlage übersetzt:

Compannero soberbio, dó son tus empelladas?
 Dó es tu troble freno e tu dorada silla?
 zu: Di moi, fait il, cheval vaillanz,
 Qu'estoies si soresaillanz,
 De la selle ou est la noblesce,
 Et dou froin dorey la richesce? und
 zu: Dic, sodes, ubi sella nitens, ubi nobile frenum?

Merkwürdigerweise nimmt der Erzpriester diesmal die Moral aus der Fabel selbst, aus den Worten des Esels: Jugend, Brauchbarkeit, Kraft, Gesundheit und Ehre vergehen mit den Jahren. Seine Verse sind wiederum wörtlich dem franz. Text entnommen:

Honours et beautez et iuenesce
 durent trop pou, si fait proesce
 zu: Que fuerza, e edat, e honra, salud, valentia
 non pueden durar siempre, vanse con mancebia.

Die gewöhnliche Moral konnte er in seinem Zusammenhang nicht gebrauchen, denn weder auf die Predigung des Mitleids (Walthers) noch auf die Schilderung des Glückes mit Namen *Folx-est-qui-s'i-fie* (Lyoner Anon.) kam es ihm an.

Fabel 6. Enxiemplo del lobo, e de la cabra e della grulla. Str. 252ff.

Roiz: Der Wolf verzehrte zur Vesper eine Ziege; da kam ihm ein Knochen quer, er fürchtete zu ersticken und schickte nach Ärzten und Doktoren. Dem, der den Knochen herausziehen würde, versprach er Schätze und grossen Reichtum. Der Kranich nahte vom Berge (oder aus der Luft?), zog den Knochen mit Hilfe seines Schnabels geschickt heraus und forderte sein Honorar. Der Wolf erwiderte: Er möge nur zufrieden sein, seinen Hals unverletzt aus dem Wolfsrachen herausgeholt zu haben.

Die Fabel liegt in folgenden Sammlungen vor: Phädr. I, 8; Leyd. 64; Wiss. I, 9; Rom. I, 8; Vinc. 5 (8); Oxf. 7; Walth. 8; Neckam 1; W₁ 8, W₂ 7, Berl. 8; Flor. I, 8; Nil. I, 9; LBG. 9; Reimf. I, 9; Hexam. 7; Bern. I. 4; Sherington 28; Sheppey 6.

Die Mehrzahl der genannten Versionen gibt nur die Phädrusauffassung wieder. Der Wolf hatte durch eine Belohnung die einzelnen Tiere zur Hilfe aufmuntern wollen, schliesslich bestimmt er (bei Phädrus und Ademar durch einen Eid) den Kranich zu der Operation. Auf die Frage nach der versprochenen Belohnung wirft der geheilte Wolf dem Kranich Undankbarkeit vor, weil er doch sein Haupt unversehrt aus dem Schlunde herausgezogen habe. Der genaue Nilantische Rom. hält es für nötig, den Grund anzugeben, warum die einzelnen Tiere die Operation nicht vorzunehmen wagen: sie mögen sich einer solchen Gefahr nicht aussetzen.

Einen anderen Ausgang der Fabel treffen wir in dem Oxforder Rom. Der Storch (!) — dieser erscheint auch bei Odo — entfernt den Knochen: da reisst ihm der Wolf den Kopf vom Rumpfe.

Unter allen übrigen Fassungen ragt einzig die des *Dérivé complt.* hervor, die deutlich das Löwenkrankheitsmotiv nachahmt, was unser spezielles Interesse insofern verdient, als auch der Erzpriester dieses Motiv zweimal mit einer andern Fabel amalgamiert hat (s. Fabel a und b). Der Wolf erscheint als *summus praepositus in cura Leonis*, beruft die Tiere und fragt sie um Rat. Der Fuchs empfiehlt den Kranich als Arzt. Der Ausgang ist der gewöhnliche, nur prahlt der geheilte Wolf noch mit seiner Selbstüberwindung: er habe gerade auf einen Kranichbraten einen ganz besonderen Appetit nach seiner Krankheit.

Bei den anderen Versionen beschränkt sich die Erfindungskraft der Bearbeiter auf solche Kleinigkeiten wie: dass nur ein Splitter im

Halse des Wolfes sich festsetzt, dass er Fleisch frisst, in dem ein Knöchelchen sitzt etc.

Sehen wir uns die Übersetzungen an, ob deren Verfasser imstande gewesen sind, den Stoff etwas zu variieren.

Der Isopet I hat nicht übel das Motiv des Kranichs als Arzt oder vielmehr als Ärztin ausgebeutet: Madame Hauteve, la grue, hat ihren Lizentiaten in Montpellier absolviert und macht demgemäss ihren Preis; leider verabsäumt sie aber, sich ein Pfand aushändigen zu lassen.

In der Schilderung des gierigen Schlingers im Isopet II findet man die Worte seiner Vorlage, des Neckam, wieder. Interessanter ist für uns das Erwähnen eines Ziegenknochens als Erreger der Krankheit, weil ja auf einen solchen auch der Erzpriester seine Handlung aufbaut, ja dessen Herkunft ihm bezw. seinen Kopisten so wichtig erscheint, dass er die Ziege in der Überschrift der Fabel anbringt. Da sich im Neckam keinerlei Hindeutung auf das Beutetier findet, so kommt die Einführung desselben auf Rechnung des Übersetzers, der sich ja auch sonst als originell erweist.

Ein ausführlicheres Wort verdient die französische Fassung des Lugdunensis. Wir konstatieren bei ihr aufs neue das Bestreben, die nicht recht befriedigende Erzählung Walthers abzurunden, diesesmal mit besonderem Interesse, weil sie sich damit den Fassungen, die die spröde Fabel zu bessern suchen, dem LBG. und dem Isopet II, zugesellt und so den Gedanken einer den Fabeln immanenten Entwicklungstendenz, die den poesievollen Dichter geradezu zur Ausgestaltung zwingt, aufs neue klar hervortreten lässt. Wie bei der Hund-Schattenfabel lässt der Autor uns eine ganze Vorgeschichte miterleben. Der Hunger treibt den Wolf aus seiner Höhle. Wehe dem, der ihm jetzt begegnet! Ein Stier, der auf einer Wiese weidet, ist das erste Opfer seiner Hungerraserei und wird in den kalten (sic!) Magen begraben. Aber der Schlund des Wolfes ist durch das lange Fasten ganz eng geworden, und so bleibt ein zu grosser Bissen (vom Knochen ist erst später die Rede) im Halse stecken. Ärzte werden aufgeboden, Tiere und Vögel versammeln sich und schlagen den Kranich vor. Der weitere Verlauf ist der bekannte.

Wie wir schon sahen, tritt bei dem Erzpriester als Beute nicht ein Ochse, sondern eine Ziege auf; aber die Szenerie, die der Lyoner Anon. voraussetzt, wird ihm vorgeschwebt haben, als er schrieb: *fases como el lobo doliente en el vallejo*. Das Beutestück jedoch reizte seine Kritik. Ein Wolf auf einen Stier? Da kannte er doch die Naturgeschichte zu gut und schnell änderte er: eine Ziege, welches Tier sich ja der Wolfvorstellung zwanglos assoziiert. Um den enormen Hunger des Wolfes dann zu malen, setzt er humorvoll hinzu: Aber das war nur ein Vesperschmaus! Das Aufbieten der Ärzte und Magister

erinnert an den gleichen Zug des Isopet I. Sprachlich unklar ist, ob der Helfer aus der Luft, oder vom Berge herabkommt; *de somo del alteza* kann beides bedeuten. Kurz und gut, der Wolf ist gesund und gesund genug, setzt der Erzpriester mit einem gutmütigen Lächeln hinzu, um gleich wieder Appetit zu verspüren.

Die Antwort des Genesenen ist die wörtliche Übersetzung des Französischen:

. . . *yo non te pudiera tragar*
 El cuello con mis dientes, si quisiera apertar?
 zu: *Pansa*¹⁾ que je te puisse mordre
 Et ton grand col dou bure estordre,

während die Frageform an Walther erinnert:

Nonne tuum potui morsu procidere collum?

Ebenso hat der Erzpriester das Französische:

Or recoignois de moi ta vie,
Ne me querir autre guierdon,
Ta vie tient per mout grant don.

und das Lateinische:

Ergo tibi munus sit tua vita meum

in dem Spanischen:

Pues seate soldada, pues non te quise matar

zu einer neuen Einheit glänzend verwoben.

Wenden wir uns jetzt kurz der Frage des Epimythions zu! Die Fabel steht, wie erinnerlich, zur Erläuterung der Todsünde des Geizes bei Roiz. Sämtliche Sammlungen legen das Gewicht ihrer Moral auf das Wohltun an Unwürdigen und den daraus notwendig resultierenden Undank oder gar Schaden. Der Rom. LBG. steht allein etwas abseits gemäss seiner Darstellung: „So machen es alle Reichen und Stolzen mit den Armen in ihrem Dienst; es scheint ihnen, dass diese genügend Lohn empfangen für ihre Mühe, wenn sie unter ihnen leben dürfen und mit zarter Hand von ihnen geleitet werden.“ Im Grunde hat der Erzpriester den Sinn der Fabel genau wie die grosse Menge der Sammlungen erfasst, wie aus den Strophen vor und nach der eigentlichen Fabel hervorgeht: er wirft Amor sein verändertes Benehmen vor und nach der erhaltenen Wohltat vor. Seine Moral gibt wörtlich Walthers Distichon wieder:

1) Zum Verständnis des Verses, den Foerster in seiner Ausgabe als unklar bezeichnet, möchte ich die Vermutung äussern, dass zu lesen ist:

panse ^a (mit Elision wie 454 *que* ^a)

↑

imperativ.

Damit kommen wir zu einem sehr glatten Sinn.

Nil prodest prodesse malis; mens prava malorum
 Immemor accepti non timet esse boni

zu: En faser bien al malo cosa nonl aprovecha
 El buen conocimiento mal omen lo desecha.

Aber ist das eigentlich eine Moral gegen den Geiz? Offenbar nicht; im Gegenteil, man könnte sie leicht als eine Aufforderung deuten, mit der Verwendung seiner Besitztümer vorsichtig umzugehen. Dieser Punkt kann es uns vielleicht psychologisch verständlich machen, warum die ganze Fabel, trotz mancher hübschen Züge, zu den weniger gelungenen des Libro de buen amor gehört — denn sie erreicht zweifellos nicht die Frische des Lyoner Anon. und wir sind doch gewohnt, die Roizsche Fabel als einen, wenn nicht den Höhepunkt der Ausgestaltung zu erkennen.

Ich meine, der enge Rahmen der 7 Todstunden war es, der die Gestaltungsfreiheit des Erzpriesters hemmte. Bei der vorigen Fabel fügte sich die Sünde dem Vorgang so ausgezeichnet, dass der Dichter die Fesseln gänzlich vergessen konnte, aber bei der Darstellung des Geizes? Welche Fabel hätte er wählen sollen? Schliesslich entscheidet er sich für die vom Wolf und Kranich, die eigentlich gegen den Undank gerichtet ist, und zwingt sie in den Rahmen hinein; aber das Gefühl, 'hier stimmt etwas nicht', lähmt seiner Phantasie die Flügel. Das Ergebnis ist demgemäss unbefriedigend, und der Zweck wird auch nicht erreicht, da absolut kein Widerwillen gegen den Geiz gepredigt wird.

Die eben vorgetragene Auffassung könnte mit Recht als gar zu subjektiv verurteilt werden, wenn sie sich nicht durch folgende Ausführungen erhärten liesse.

Der Dichter kommt in seinem Schema nun zu dem Laster der Wollust, wir erwarten, sie in der gewohnten Weise durch einige historische Beispiele und eine Fabel illustriert zu sehen, bemerken aber, dass die Fabelstelle durch ein paar Anekdoten von dem Zauberer Vergil eingenommen ist, und die Fabel erst hinterher kommt. Was läge näher, als anzunehmen, dass der Erzpriester sich des Misserfolges seiner Bemühungen bei der vorigen Fabel in der angegebenen Weise bewusst geworden war und bei der luxuria sich mit einem etwas ausgeführteren Schwank begnügen wollte, da die Fabelliteratur ihm nichts hierher Passendes zu enthalten schien? Da er nun aber merkte, dass sein schönes System ein Loch bekam durch das Fehlen der Fabel, entschloss er sich zu einem andern Ausweg, auf den schon mancher Fabelkompilator verfallen war: er ersann ad hoc selbst einen Apolog. So scheint sich mir die Entstehung der Fabel vom Adler und Jäger, mit der Roiz in der ganzen Fabelliteratur allein dasteht, am zwanglosesten zu erklären. Ehe ich auf sie eingehe, möchte ich voraus-

schicken, dass sie ebenfalls keine ganz genaue Illustration der luxuria ist, sondern, unter Abbiegung des Gedankens, die Gefahr der Selbstvernichtung durch Versinken in der Wollust nahe rückt. Auf die Wollust selbst einen Vorgang des Tierreiches zu beziehen, ist dem Erzpriester nicht gelungen und dürfte in der Tat schwer möglich sein.

Fabel 7. Enxiemplo del aguila e del cazador. Str. 270ff.

Der Königsadler sitzt auf einem Baum und beobachtet alle andern Vögel; unten aber, auf der Erde, schleicht der Bogenschütze umher und liest sorgsam jede herabfallende Feder auf. Geschliffene Pfeile und Bolzen beschwingt er mit den Adlerfedern, geht auf die Jagd und trifft den Adler in die Seite. Der verletzte Aar besieht sich die Wunde und erkennt, dass es seine eigenen ausgefallenen Federn sind, die ihn nun dem Gespött preisgeben. Schmerzlich bewegt sagt er zu sich selbst: „In mir selbst wurde der Feind gross, der mir nun das Leben raubt!“

Das ganze Bild, ausgehend von der Königsmacht des Adlers — gemäss dem Bullenbeisser oben spezialisiert der Erzpriester auch hier und setzt den aguila cabdal, den Königsadler — ist trefflich geschaut und wiedergegeben. Vornehmlich der Gegensatz zwischen der ruhigen Majestät des Königs der Vögel und dem schlau berechnenden Menschen ist ganz hervorragend; wie klein erscheint der allgewaltige Mensch, wenn jede kleine Adlerfeder wertvoller für ihn ist als ein Weiberrock. (Der letztere Vergleich darf uns nicht verletzen, ähnliches kam schon öfter vor s. p. 22). Auch die Schilderung, wie der Jäger schiesst und trifft, besonders aber, wie der Aar resigniert, ohne Klagelaut, in wahrhaft königlicher Pose sich Rechenschaft gibt, ist sehr wirkungsvoll.

Man muss es wahrlich bedauern, dass Roiz sich nicht häufiger in der Neuschaffung von Fabeln versucht hat; er war entschieden der Mann dazu, auf diesem Gebiete Hervorragendes zu leisten! Freilich das Einordnen in einen Zusammenhang war nicht seine Stärke, wie ja überhaupt die Logik nicht. So bringt auch unsere Fabel im Zusammenhang nicht die gewünschte Wirkung hervor. Der klaffende Gegensatz zwischen dem Menschen, der durch die Wollust zugrunde geht, also durch eigene Schuld, und dem Adler, der ohne eigenes Zutun die Federn verliert, die dann niedrige Berechnung zu seinem Schaden nutzt, ist für den Leser zu augenscheinlich. Dieses Gefühl der Unzufriedenheit wird noch verstärkt dadurch, dass der Erzpriester den Adler als bedauernswert hinstellt, wodurch er das gerade Gegenteil seiner Absicht erreicht.

Fabel 8. Enxiemplo del pavon e de la corneja. Str. 285ff.

Roiz: Die Krähe sieht den Pfau sein Rad schlagen und, um ebenso schön zu sein, rupft sich die Törin die schwarzen Federn aus;

aus Neid. Mit Hilfe von Pfauenfedern macht sie sich ein neues Gewand zurecht. Die verpfaute Krähe (*graja empavonada*) war töricht genug, ihre Schwestern, die besser waren als sie, zu verlassen und sich mit den jungen Pfauen zusammenzuschliessen. Der Pfau aber erschrak über einen solchen ‚Sohn‘, erkannte den Betrug, riss ihr die Federn aus und warf sie auf den Misthaufen. Schwärzer als ein Igel erschien die Krähe.

Man findet dieselbe Fabel an folgenden Orten: Phädr. I, 3; Leyd. 26; Wiss. II, 4; Rom. II, 16; Vinc. 13 (17); Oxf. 27; Monac. 18; Bern. II. 18; Walther 35; Neck. 12; W, 35, W, 34, Berl. 34; Flor. II, 15; LBG. 58; Bern. I, 9; Odo 66 (s. a. 25); Sheppei 9.

Vorbemerkung: Ich setze die verschiedenen Namen für die Familie der *Corvidae* (Ordnung Sperlingsvögel), die nur irrelevante Unterschiede andeuten, Rabe, Krähe, Dohle (*Corvus*, *cornix*, *graculus*) ohne weiteres gleich¹⁾.

Der Gang der Handlung bei Phädrus und seinen Nachahmern ist folgender: Die Dohle sucht die dem Pfau ausgefallenen Federn auf und schmückt sich damit. Die Ihren verachtend mischt sie sich unter die Schar der Pfauen. Diese aber fallen mit den Schnäbeln über den unverschämten Vogel her und reißen ihm die geborgten Federn aus. Traurig kehrt er zu seinen Stammesgenossen zurück, wird aber auch von ihnen zurückgewiesen; eine erfahrene Dohle stellt der hochmütigen und gestraften Schwester die Torheit ihres Benehmens vor.

Im Romulus tritt in dem Benehmen der Dohle insofern eine Änderung ein, als sie sich scheut, zu den Ihrigen so kümmerlich zurückzukehren, die sie in ihrem Schmuck geschreckt (sic!) hatte. Dieses verfeinerte Gefühl drückt der Weissenb. Rom. sogar in einem kurzen Zwiegespräch aus. Im Oxf. Rom. fehlen die Vorwürfe der andern Dohle gänzlich.

Im Bern. II treffen wir zuerst auf die ganz logisch abgeleitete Vorstellung, dass nicht nur die geborgten, sondern auch die eigenen Federn der Krähe den wütenden Schnabelhieben der Pfauen zum Opfer fallen: *usque ad mortem verberatus, nudatus et non tantum alienis, sed etiam propriis*. Dieselbe Konsequenz hat auch der Walther Angliens gezogen. Er verbindet das *nudare* mit dem schlecht passenden *verbere*, ferner ändert er vollkommen den Schluss insofern, als das

1) Im Bern. I tritt die Fledermaus als Heldin der Fabel auf, vielleicht weil sie auf den Beschauer den Eindruck eines gerupften Vogels, wie ihn die Fabel schildert, macht; wir hätten dann eine Art ätiologische Fabel vor uns. — Nebenbei setzt sich diese Sammlung zu den Parallelen in Gegensatz durch die doppelt unterstrichene Frechheit der Krähe, die ein Gefühl der Beschämung den Schwestern gegenüber gar nicht aufkommen lässt: *at ille non expavescens, nec erubescens*.

nackte Tierchen sich vor den Genossen zu verbergen sucht, um erst seine Scham geringer werden zu lassen — die weitgehendste Durchbildung des oben erwähnten, sympathischen Zuges. Aber eine andere Krähe sendet ihm ihre grimmerfüllten (*dirus*, var. *torvus*) Worte nach, in denen auch noch einmal auf die Unbekleidetheit (*nec sine veste fores*) angespielt wird. Ausgegangen ist die Vorstellung des gänzlichen ‚Rupfens‘ von dem *eripiunt* des Romulus, das dort freilich nur die oberflächlich befestigten fremden Federn meint.

Die Übersetzung des Isopet I verwendet auch den Zug, dass der eitle Rabe seine eigenen Federn wie die fremden einbüsst. Aber die ganze Einkleidung ist durchaus verändert. Wir haben einen starken Einfluss des Tierepos in ihr festzustellen und müssen diesem in einem Exkurs nachgehen¹⁾.

1) Zwischen 1319 und 1322 war das kolossale Kompendium der mittelalterlichen Bildungsinteressen ‚*Renart le Contrefait*‘ in seiner ersten Fassung in Troyes entstanden. Dort wird unsere Fabel in folgender Gestalt mitgeteilt (Robert gibt an: Ms. de la Bibl. du roi 6985. 3 fo. 129): Der Adler, der König der Tiere, befahl seine Untertanen zu Hofe. Alle folgten dem Gebot, auch Dampf Thieselin, der Rabe. (Zu dem Namen vgl. Rom. de Renart II, 858, ed. Martin.) Ihm kommt in der reichen Hofversammlung seine Hässlichkeit zum Bewusstsein, und er hofft sie, durch Aufsammeln der Federn reicher bedachter Vögel beseitigen zu können. — Man sieht, es ist nur eine Vorgeschichte zu der Fabel hinzuerfunden im Stile des Tierepos.

Genau derselben Einkleidung, die durch die Vorlage, den Walther, in nichts angedeutet ist, begegnen wir in dem Pariser Isopet I. Sire Tiercelins (*sic*) li corbiaux bemerkt in einer Vogelversammlung, dass er der hässlichste unter allen Vögeln ist; er beschliesst, die schönsten Federn der anderen Stammesgenossen zu entwenden, und, mit ihnen angetan, erscheint er bei der zweiten Versammlung. Er glich einem Pfau und gesellte sich, die anderen verachtend, zu diesem. Der Pfau aber merkte den Betrug, beraubte ihn seines erborgten Kleides und hätte ihn fast getötet. Der Rabe bleibt nackt am Platz. Aus Scham mochte er mit den anderen Vögeln nicht wieder zusammen kommen, aber der Pfau — sonst war es stets ein Geschlechtsgenosse — sendet ihm eine lange Moralpredigt nach über den Fall, den Eitelkeit im Gefolge hat.

Ein Zufall kann die gleiche Einkleidung nicht hervorgerufen haben, eine Fassung ist also von der anderen abhängig. Dass der Isopet der entlehrende ist und nicht etwa umgekehrt, geht schon aus dem epischen Namen des Raben und der Einführung der Vögelversammlung, die dem Stil der Fabel widerstreiten, hervor; ferner aus der Tatsache, dass sich der Isopet damit vom Walther ganz erheblich entfernt. Man kann dieses Faktum für die Chronologie des Pariser Isopet ausnützen und behaupten, dass er frühestens gleich nach 1322 entstanden ist, wahrscheinlich etwas später, als der ‚nachgeahmte Renart‘ gerade von Mund zu Mund ging. Mit dieser Ansetzung verträgt sich aufs beste die Datierung, die Robert auf Grund ganz anderer Kriterien vorgenommen hat: er verlegt die Entstehung in das Jahr 1333, worin ihm Hervieux beistimmt.

In der Lyoner Übersetzung treten, abweichend vom Walther, mehrere Pfaue, sogar redend auf. Sie alle fallen über die Krähe her:

nu lo laissent si que fol samble.

Von den Ihrigen erwartet diese keinerlei Mitleid, sie flieht darum, aber vergebens. Nicht nur beissenden Spott der jüngeren Schwestern: ‚Werter Herr Pfau, wo habt ihr denn Euer Gefieder? Ihr habt es gewiss einem armen Spielmann geschenkt, Eures Rufes halber!‘ oder: ‚Er hat es gewiss aus Liebe verspielt!‘ oder: ‚Nein, das hängt an der Stange, er hat es für Feiertage reserviert!‘ muss sie erdulden, sondern auch die wohlgemeinten Reden einer verständigeren. Der Spott ist in den einzelnen Wendungen allerliebst ausgeführt und zeigt wieder die Originalität des Lyoner Dichters im besten Lichte.

Das gleiche lässt sich von dem Sammler des *Dérivé complet* sagen, der diesmal seine schöpferische Kraft in ganz ähnlicher Weise betätigt, wie wir es hernach den Erzpriester tun sehen werden — ein neuer Beweis dafür, dass spontan ähnliche Resultate bei ähnlicher Grundlage gezeitigt werden können. Es wurde bereits aus dem vorstehenden deutlich, dass Walther und seine beiden Übersetzer die Strafe an dem eiteln Vogel so energisch vollziehen lassen, dass er, auch seiner eigenen Federn beraubt, liegen bleibt. Mit einer leisen Verschiebung des Gedankens kann man die Fabel sehr bereichern, und diesen Schritt haben der LBG. und der Erzpriester von Hita getan: Sie lassen den Vogel, ehe er das neue Gewand anlegt, das alte ausrupfen. Der LBG. schreibt: *Depositis propriis pennis penitusque evulsis . . . Pavonis pennas artificio . . . sibi adaptavit*. Über die technische Möglichkeit des artificium scheint sich der Verf. kein Kopfzerbrechen gemacht zu haben, ebensowenig wie Juan Roiz. Die weitere Ausführung des LBG. bringt den neuen Zug, dass der Rabe, der von den Pfauen verachtet wird, seinen Schmuck ab- und sein altes Gefieder wieder anlegt, aber nun auch von den Seinigen geächtet wird. Durch die erneute Gleichgültigkeit der Wahrscheinlichkeit gegenüber wird der Fabel der versöhnende Schluss, dass der Rabe doch wenigstens körperlich wieder existenzfähig wird, gegeben, der, streng genommen, bei dem Erzpriester fehlt.

Ähnlichkeit mit ‚Renart le Contrefait‘ hat Odos 25. Fabel. Die Krähe beklagt sich beim Adler über ihre Hässlichkeit und erhält die Erlaubnis, sich alle möglichen Federn anzustecken. Dadurch wird sie so übermütig, dass der Adler auf die Beschwerden der anderen Vögel hin, seine Erlaubnis wieder zurücknehmen muss. — Von derselben Grundlage geht seine 66. Fabel aus. Der Pfau verschenkt aus Gutmütigkeit eine Feder nach der anderen, bis er selbst nackt dasteht.

Die Krähe, die schwarze, um so weiss zu sein, wie der Pfau (doch s. u.), rupft sich, wie im LBG., die Federn aus und legt das Pfauengefieder an. Der Pfauenvater straft sie, und sie erscheint wieder schwarz wie ein Igel! Zunächst denkt man, der Erzpriester habe den kleinen Zug, dass die Krähe ihre alten Federn wieder anlegt, zu erzählen vergessen. Aber wenn man die ganze Komposition der Fabel ansieht, so bemerkt man, dass hier nicht der einzige Widerspruch klappt. Der Pfau ist nach dem Obigen zunächst durchaus als ein weisser Pfau vorgestellt, womit der Erzpriester sich in Gegensatz zu seinen Vorlagen setzt, was ja öfter, gerade wenn es sich um Spezialisierung eines Begriffs handelt, vorkommt. Aber neu ist doch für uns, dass er diese veränderte Prämisse vergisst, und das tut er zweifellos, wenn er schreibt: *Vidóse bien pintada*, womit er deutlich den Lyoner Anon. wiedergibt:

*Mout ere de mirolaz pointe
Et de diverses colours tainte.*

Das Zusammentreffen dieser Unebenheiten bei einer Fabel berechtigt uns zu dem Urteil, dass an ihr die letzte Feile fehlt. Trotzdem wollen wir uns nicht den Geschmack an ihr verderben lassen, denn unter allen bisher behandelten Fabeln lässt sie uns am besten den Humor des Erzpriesters erkennen, der auch gelegentlich zur gutmütigen Satire wird. Die *graja empavonada* — ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich für dieses Wort, das im modernen Spanisch nur übertragen (refl.) in der Bedeutung ‚sich brüsten‘ gebraucht wird, hier eine durchaus konkrete Bedeutung annehme; es erscheint mir sehr wahrscheinlich, dass das Wort, das seinen Ursprung in unserm Fabelstoff genommen haben muss, eine Schöpfung des Erzpriesters ist — also die Krähe, als Eindringling in die Pfauenfamilie aufzufassen, deren natürlicher Vertreter, der Pfauenvater von seinem Hausvaterrecht gründlich Gebrauch macht, ist sehr glücklich; an der Derbheit, dass er den falschen Pfauensprössling auf den Misthaufen wirft, dürfen wir uns nicht stossen, weil sie zur Komik des Mittelalters unerlässlich ist, und dann, weil der Misthaufen durchaus zur Lokalität passt und überleitet zu dem Vergleich mit dem Igel, der ein ländliches Milieu voraussetzt. Ganz entzückend ist geschildert, wie das eitle Tier die Epilierung der Federn vornimmt und nicht nur dem Gesicht, sondern auch den Augenbrauen ein sorgsames Interesse entgegenbringt. Ein feiner Seitenhieb auf die Frauen liegt darin, dass der Vogel nicht nur aus eigener Kraft schön ist (*fermosa e non de suyo*).

Obwohl das Herausarbeiten seiner Besonderheiten Roiz von seiner Vorlage ziemlich weit abführte, finden sich noch wörtliche Anklänge an den Lyoner Anonymus; so abgesehen von dem Obigen der folgende:

Quien quiere lo que non es suyo
 zu: En autrui bien quiert son profit
 Cil cui sa chose ne suffit.

Um die Fabel gut in seinen Zusammenhang einzufügen — er will den Neid illustrieren — erfindet der Erzpriester den einleitenden Zug, dass die Krähe gerade dabei ist, als der Pfau sein Rad schlägt und sich vor Neid nicht zu lassen weiss. Woher sie dann die Pfaufedern bekommt, teilt er nicht mit.

Fabel 9. Enxiemplo del león e del caballo. Str. 298 ff.

Roiz: Ein feistes Pferd auf der Viehweide wird von einem, eben von der Jagd heimkehrenden Löwen, der aber sofort wieder Hunger verspürt, überrascht; der Herrscher der Tiere verlangt von ihm den Handkuss als Zeichen seiner Unterwürfigkeit. Das Pferd findet sich in die Notwendigkeit, seiner Vasallentreue Ausdruck zu verleihen, gibt aber vor, so schlecht beschlagen zu sein, dass es nur mit Mühe gehen kann, und bittet darum seinen Herrn, ihm den krummen Nagel, der ihm zu schaffen macht, gnädigst herauszuziehen, dann aber frei über seine Wenigkeit zu verfügen. Der Löwe bückt sich, um dem Wunsche nachzukommen, da duckt sich das Pferd und streckt ihn mit einem wohlgezielten Tritt zwischen die Augen tot zu Boden. Das mutige Ross wird aber nun doch ängstlich, flieht so schnell es kann — allein die Druse als Folge seines unmässigen Genusses von schwer verdaulichen Kräutern, lässt es bald kümmerlich verrecken.

Die Fabel finden wir in folgenden Sammlungen: Wiss. III, 2; Rom. III, 2; Oxf. 32; Walth. 42; Neck. 24; W, 40, W, 41, Berl. 41; Flor. III, 2; Nil. II 9; LBG. 26; Reimf. II, 9; Hexam. 25.

Romulus erzählt folgendermassen: Ein starker Löwe sah auf einer Wiese ein Pferd weiden. Um es über seine wahren Absichten zu täuschen, stellte er sich vertraulich und gab sich für einen Arzt aus. Das Pferd ahnte eine List, schlug aber seine Dienste nicht aus, sondern heuchelte, es habe sich etwas in den Fuss getreten: *calcatur habere*... Dieses Etwas ist von den Kopisten offenbar nicht richtig verstanden worden, denn die Hss. zerfallen in zwei Gruppen: Der Burneianus und der Divionensis (in dem auf Seite 601 erwähnten Apographon vorliegend) schreiben *stippem*, die späte Hs. aus München und der Wisseburgiensis *stirpe(m)*. (Oesterley a. a. O. gibt bei letzterem noch ein sinnloses ab, das nach Hervieux ¹II 173 nicht dasteht; von Oesterley verlesen aus dem folgenden ait?) *Stirps* befriedigt inhaltlich nicht, *stippem* hat zunächst formale Bedenken, da klass. *stipes* im gen. *stipitis* hat; aber bereits bei Petron finden wir den nom. *stips*, der einen gen. *stipis* schon für diese Zeit annehmen lässt. Wir werden also nicht fehl gehen, wenn wir *stippem* = *stipem* mit ‚Pflock‘ übersetzen. — Um den Schmerz glaubwürdiger zu simulieren, setzt das Pferd den

angeblich verletzten Fuss gar nicht auf die Erde. „Bruder hilf mir! Ich freue mich, dass Du gekommen bist, befreie mich, denn ich habe mir den Fuss verletzt (dieselbe Diskrepanz der Hss.).“ Der Löwe merkt die List nicht, kommt näher und erhält den Tritt, der ihn wie tot auf den Boden streckt. Als er aus seiner Ohnmacht zu sich kommt und das Pferd nirgends mehr sieht, sagt er zu sich, indem er das verletzte Haupt und Gesicht und den überall schmerzenden Körper betrachtet, dass ihm ganz recht geschehen sei, weil er sich freundschaftlich genant habe statt gleich seine wahre Natur zu zeigen. — Dieses ist der Sinn der Selbstanklage des Löwen, die aber in allen Abkömmlingen des Ur-Romulus verschieden formuliert wird, wodurch man zu der Annahme eines Fehlers in der ursprünglichen Sammlung gedrängt wird. Ich glaube, dass die Versetzung eines *semper* die Ursache der Diskrepanz ist. Wir finden es im Rom. vulg., der mit seinem Text: *Digne haec passus sum qui semper lenis veniebam atque nunc quasi familiaris et medicus fallax accessi, qui inimicus, ut consueveram, venire debui*, sich selbst widerspricht, denn der Löwe ist früher immer als Feind gekommen, nicht *semper lenis*. Lässt man dagegen das *semper* fort, so kommt der richtige Sinn heraus; man muss den Anfang interpretieren: *qui hodie lenis veniebam*. In dem Sinn haben auch der Florentiner und Nilantische Romulus gebessert. Der Wiener Romulus hat einen andern Weg eingeschlagen, er lässt das *semper* stehen, ändert aber logisch das Adj. *lenis* in sein Gegenteil *saevus* oder *ferox* um. Dieselbe lobenswerte Absicht hatte der Weissenburger Korrektor — dem Kopisten kann man sie nicht zutrauen, sonst müsste wenigstens von einem glücklichen Versehen die Rede sein — indem er das unschöne, aber immerhin logische *lanius* (Fleischer) mit dem ganz sinngemässen Zusatz *et hostis omni carni*, der freilich ein Oxymoron zu *lanius* in eigentlichem Sinne bildet, einsetzte. Eine noch einfachere Lösung fand der Oxforder Romulus, indem er die ganze Anklage des Löwen strich.

Bei Walther gibt das Pferd seine Verletzung dem Arzt mit den poetischen Worten kund:

. . . te rogitat pes mihi sente gravis.

„Mein Fuss, der von einem Dornstrauch ‚schwer‘ ist, schreit nach Hilfe!“ Ebenso schön wird gesagt, dass der Hufschlag den Löwen einschläfert (*sopit*). Nach diesen Leistungen muss man sich wundern, wie hübsch auch hier wiederum die beiden Übersetzungen der Disticha die Neugestaltung vorgenommen haben.

Der Isopet I bringt zwar eine unrichtige Vorstellung in die Fabel hinein, indem er das Pferd, ohne nähere Bezeichnung, als wirklich krank hinstellt. Aber die Einführung des Löwen, als eines Arztes aus

Salerno, ist nicht übel (vgl. das Auftreten der ‚Ärztin‘ M^{me} la Hauteve in Fabel 6), ebenso ist es ganz wirksam, dass der Löwe in dem Augenblick, wo er auf die List hereinfällt und näher kommt, ebenfalls überlegt, wie er die Stellung des Pferdes bei der Untersuchung wird ausnützen können:

mais cuide selui bareter
et prendre au pié et arester.

Das Einschlafen des Löwen hat auch der Pariser Isopet beibehalten, aber die Todesnähe wird doch energischer betont. Das Pferd entfernt sich gemächlich.

Im franz. Lyoner Isopet betont der Löwe in überschwenglicher Weise seine freundschaftlichen Gesinnungen gegen das Pferd, er nennt es maistres et sires und bietet sich ihm als Genosse und Arzt an. Er ist nicht nur phisiciains, sondern auch cyrorgiains,

je sai et de pous et d'orines,
je sai de toutes medicines —

ein Zug ins Detail, wie wir ihn schon öfter bei dem Lyoner Dichter getroffen haben, und wie er direkt von Roiz übernommen sein könnte. Das Pferd nimmt die Dienste des Löwen an und verspricht sich ihm aus Dankbarkeit für immer. Die Löwe bückt sich, wie im Isopet I nur fointement, d. h. ohne die Absicht zu helfen, und erhält den Tritt mitten auf die Stirn. Um sein Leben zu retten, macht sich das Pferd schnellstens davon.

Der Erzpriester war wieder durch den Rahmen der Todstündendarstellung arg behindert, denn eine Fabel, die die Völlerei illustrierte, war nicht so leicht zu finden. Er musste, wenn er sich für die Fabel vom Löwen als Arzt entschied, die streng genommen die Moral hat: Versuche nicht etwas vorzustellen, was Du nicht bist!, allerhand an ihr ändern, und das hat er denn auch mit grossem Geschick (im ganzen) getan.

Zunächst galt es, jedem Leser sofort den Löwen als den ‚Völlerei‘ hinzustellen, gegen den sich die Fabel richtet. Er wird also dementsprechend in ganz andrer Weise, als das die oben besprochenen Sammlungen nötig hatten, als goloso charakterisiert. Eben kommt er von der Jagd, aber das fällt bei ihm gar nicht ins Gewicht. (Das scheint der Sinn von pero con el non pesa zu sein, wenn man das el nicht als neutr. auffassen muss; dann würde es heissen: aber damit ‚wägt‘ [rechnet] er gar nicht.) Als er das fette Ross dort auf der Weide erblickt, regen sich sofort wieder die Fressgelüste. Sehr eingeschränkt hat Roiz das Arztmotiv, das doch in seiner Vorlage mit solchem Behagen ausgenützt wird; einen plausiblen Grund dafür kann man darin sehen, dass der ärztliche Beruf sich wenig mit der lehnherrlichen Würde, die der Löwe bekleidet, vertrug. Das Pferd erkennt diese,

die natürlich im letzten Grunde auf die Vorstellung des Königs der Tiere zurückgeht, ohne weiteres an, muss darum sein Zurückhalten mit der schuldigen Ehrbezeugung, dem Handkuss, irgendwie entschuldigen und tut das, nun wieder in die gewohnten Geleise unserer Fabel einlenkend, mit der Verletzung am Fuss. Diese rührt her von einem Nagel, den der Hufschmied ihm in den Huf getrieben hat. Der Herr wird gebeten, mit seinem diene biendicho den Schaden gut zu machen. (Hier schimmert noch der Arztberuf durch.) Der krumme Nagel, den der Schmied auf dem Gewissen hat, ist erst eine Folge des echt Roizschen Gedankens, dem Pferde, um seinen Fusstritt etwas nachdrücklicher zu gestalten, eiserne Hufe zu geben, ja, wenn man will, ein Ausfluss des veränderten Schlusses, des Todes des Löwen, den es zu motivieren galt, und den der Erzpriester brauchte, um eindringlicher vor der Völlerei zu warnen. Man sieht also sehr schön, wie die bezweckte Moral auf die Gestaltung des Details der Fabel den grössten Einfluss bekommt. — Der Hauptfresser hat nun seinen Lohn dahin, er liegt *frio muerto*. Aber der Erzpriester scheint noch nicht zufrieden mit einem Opfer der übermässigen Essgelüste. Auch das Pferd hat gesündigt in der Hinsicht, es hat sich die unverdaulichen Kräuter seiner Weide zu gut munden lassen und geht an der Druse (einer Pferdekrankheit) elendiglich zugrunde. Die Verbindung zwischen dem Eingang der Fabel, dem Aufenthalt des Tieres auf der Weide, und seinem Ende ist ja locker hergestellt, trotzdem hat man das Gefühl, dass eins hier mehr als zwei gewesen wäre. Die Absichtlichkeit des Erzpriesters wirkt aufdringlich.

Trotz der eigenen Wege, die Juan Roiz bei dieser Fabel — und mit Glück! — gewandelt ist, finden sich zwei Gemeinsamkeiten in der Sinn- und Textgestaltung mit dem Lyoner Anonymus:

et fas de mi como de tuyo quito
 zu: Adonc vostre plaisir ferai,
 Vostre sers¹⁾ en toz leus serai, und
 Dióle entre los ojos
 zu: Enmi lo fronc lo vai saeler,

Übereinstimmungen, die sich nur bei diesen beiden Versionen aufdecken lassen²⁾.

1) Geht von dem sers vielleicht die ganze Gegenüberstellung *señor* und *vasallo* aus? (Appel.)

2) In doppelter Hinsicht wichtig ist die Gestalt, die der Sammler LBG. unserer Fabel gegeben hat. Er dreht die Situation der beiden Tiere genau um; in allen Sammlungen wird der Löwe als abgefeimter Betrüger hingestellt, und sein Missgeschick scheint die gerechte Strafe zu sein. Anders in dieser Version. Der Löwe ist der *leo nobilis et misericors et pius*, dessen Edelmut

Fabel 10. Enxiemplo del león que se mató con ira. Str. 311 ff.

Der stolze Löwe, als er noch jung war, verfolgte alle Tiere, um sie zu töten oder zu verletzen. Jetzt war er alt, schwach und krank geworden. Als die Lasttiere diese Kunde erfuhren, freuten sie sich, nun endlich von ihm befreit zu werden, sie eilten an sein Lager, um ihren Hass zu kühlen, allen voran der dumme Esel. Alle fielen sie über ihn her, das Wildschwein bearbeitete ihn mit dem Fangzahn, der Stier nebst Sohn mit den Hörnern; auch der faule Esel war diesmal nicht faul, dem Löwen sein Siegel in Gestalt von Fusstritten auf die Stirn aufzudrücken. Da wallte der Jähzorn des alten Tieres auf, es zerriss sich mit seinen Klauen die Brust und das edle Herz.

Gehen wir den Ahnen dieser Fassung nach, so finden wir die folgenden: Phädr. I, 21; Leyd. 16; Wiss. II, 8; Rom. I, 15; Vinc. 7 (12); Oxf. 14; Monac. 13; Bern. II. 4; Walth. 16; Prosaw. 14; W₁ 16, W₂ 15, Berl. 16; Flor. I, 16; Nil. I, 15; LBG. 15; Reimf. I, 15; Hexam. 13; Bern. I. 6; Sheppei 40.

Phädrus erzählt folgendermassen: Der Löwe liegt in den letzten Zügen, da kommt der Eber an sein Lager, um mit blitzenden Zähnen das früher von dem jetzt Wehrlosen erlittene Unrecht zu rächen; der Stier stürzt sich auf das hostile corpus mit feindlich gesenkten Hörnern, und auch der Esel versetzt ihm, als er sieht, dass er das ungestraft wagen darf, einen Fusstritt auf die Stirn. Der Löwe seufzt im Sterben: „Dass die starken Tiere mich beschimpfen, tut mir weh, aber dass ich aus Schwäche gezwungen bin, auch Deinen Tritt hinzunehmen, Du dedecus naturae, lässt mich zweimal sterben.“

Den Gegensatz des Verhältnisses, in dem der Löwe und der Esel während des Lebens gestanden haben, zu dem, das zwischen ersterem und den wilden Tieren bestand, welcher bei Phädrus nur zwischen den Zeilen stand, betonen die *Fabulae antiquae*: Viele, denen ich aus Wohlwollen nichts zu leide tat, sagt der Löwe, ja denen ich half, auch diese sind jetzt boshaft gegen mich. Ebenso schreiben der Romulus und Weissenburger Romulus. Naturgemäss wäre mit dieser Darstellung eine Abänderung der Moral gegeben, indem das Motiv der Undankbar-

das Pferd schändlich missbraucht. Ganz glatt ist aber der Gedankenablauf nicht, weil der *leo misericors et pius* doch immerhin die Absicht hat, das Pferd in aller Gemütsruhe mit Haut und Haaren zu verspeisen. — Ausserdem aber erregt folgender Punkt unser Interesse: Der *Dérivé complet* teilt den Besitz dieses Stoffes nicht mit Marie, und trotzdem steht die Fabel unter den alten Nilantischen Fabeln, die Marie sonst alle paraphrasiert hat. Hätte nun der *Dérivé*, wie Mall behauptet, nur den Text des Marie übersetzt, so begreift man nicht, wie er die Fabel an der richtigen Stelle haben kann, da die sonstigen Neuentlehnungen natürlich an beliebiger Stelle Platz finden. Ich meine darum, man wird hier zu der Annahme des *Anglolatinitas* gedrängt.

keit hinzukommt; aber die drei zusammengehenden Sammlungen haben nicht diese Konsequenz aus ihrer Änderung gezogen. Dadurch wird alles schief: Der Löwe hat durchaus nach der Moral (*Mansuetos esse in dignitate*) der Fabel gehandelt, ist gegen den Esel nachsichtig gewesen und wird trotzdem geschmäht. Darin, dass die Autoren den Löwen edelmütig sein, ihn auf Dank rechnen lassen, liegt der Fehler; davon ist bei Phädrus nicht die Rede, sondern nur von der besonderen Schmach, die in dem Eselsstritt liegt¹. Nur zwei Versionen, der Oxforder, der ganz fein als Moral das bekannte: *Donec eris felix der Tristia* des Ovid I, 9. 5 in der Form: *Cum fueris dives, multos numerabis amicos* gibt, und der zweite Berner Romulus haben den Schaden erkannt und vermieden.

Der Nilantische Romulus verwendet, offenbar aus der Fabel vom kranken Löwen — die neue Parallele (s. o. Fabel 6) zu unsern Fabeln a und b, wo dieses selbe Motiv vom Erzpriester mit einem andern Fabelstoff verschmolzen wird, beweist, wie nahe diese Verwendung den Kompilatoren lag — alle Tiere als Statisten am Lager ihres Herrschers. Der Eber reißt dem Löwen den Bauch, der Stier die Seiten auf, der Esel zertrümmert ihm die Hirnschale bis aufs Gehirn, und auch die andern Tiere verletzen ihn nach Kräften. Der Löwe ist nur darüber erzürnt, dass sich auch die Tiere an der Rache beteiligen, denen er nie etwas Böses zugefügt hat.

Ganz anders gestalten die Reimfabeln, die doch sonst den Nilantii so sklavisch nachahmen, den Apolog. Die Tierversammlung redet heuchlerisch davon, dass sie die Heilung für den Kranken zu bringen gedenke (weitere Anlehnung an die Fabel vom kranken Löwen!). Der Esel als Angreifer fällt ganz fort.

Der Nilantischen Darstellung steht der LBG. recht nahe. Eine Bereicherung der Fabel stellt die Scheidung der Tiere in dem Kranken wohlgesinnte und feindliche dar, hervorgerufen durch die Worte des Nilantii: *Ad cuius visitacionem omnes fere fraudulentè mente cucurrunt*, indem fere als adv. zu *omnes* gezogen wurde¹).

1) Auffällig ist im *Dérivé complet* der Personenwechsel, der zwischen dem Löwen und dem Wolf stattfindet. Mit dieser Neuerung setzt er sich in Gegensatz zu dem Nilantii, aber auch zu Marie de France. Er ist offenbar durch die kurz vorherstehende Fabel vom Wolf und Kranich, in der er auch den ganzen Hofstaat versammelt (s. unsere Nr. 6), zu dieser Änderung gekommen. Jedenfalls spricht dieser Punkt gegen eine sklavische Abhängigkeit des LBG., wie sie Mall vertritt, von der Marie, und ihm gesellt sich ein zweiter bei: die auch sonst gezeigte Verschiedenheit der Personen, die mitwirken. Marie behält von den Tieren ihrer Vorlage (Nilantii) den Stier und den Esel bei, der Anon. hat nur den Esel übernommen, während er für den Stier den Widder einsetzt. Hier ist es allerdings möglich, durch die Annahme eines Lesefehlers folgende

Reicher als der Walther sind wieder die beiden Übersetzungen von ihm ausgefallen. Die in ihnen auftretenden Personen sind gleichermassen der Eber, der Stier und der Esel. Der Löwe beklagt sich über Undank.

Sehen wir uns nun an, was Juan Roiz von seiner Vorlage übernommen hat. Um das feindliche Verhalten der sämtlichen Tiere zu entschuldigen, entwirft er ein Bild von der ehemaligen Lebensführung des Königs, namentlich von seiner für die Tiere so verhängnisvollen Jagdpassion. Von einem *parcere* (Lyoner Paraphrast: *j'ai fait souant cortoisie*) ist nirgends mehr die Rede, damit kehren wir also gewissermassen zu der Phädrusfassung zurück, eine Erscheinung, die wir ja schon öfter beobachten konnten, und die hier sichtlich auf dem feinen Gefühl für folgerichtige und wirksame Ausgestaltung, das Roiz eigen ist, beruht. Das Wort *coseras* (Lasttiere) scheint mindestens auf die Kenntnis einer Scheidung in von dem Löwen bevorzugte und benachteiligte Tiere, wie sie auch der Lyoner Anon. hat, hinzudeuten. Aber auch sie, die dort keinen Grund zur Klage hatten, erscheinen wie die andern beim Erzpriester, weil er ja mit der Halbheit gebrochen hat. Die Freude der Tiere über ihre Befreiung und der lang aufgestapelte Hass, der sie auf den Löwen einhauen lässt „et non poquillo“, findet gebührenden Ausdruck. Vom Eber bekommt der Wehrlose den Fangzahn — echt im Sinne Roiz' spezialisiert —, vom Stier die Hörner zu fühlen. Aber der Ochs hat, um seine Rache noch ausgiebiger zu kühlen, auch seinen Sohn mitgebracht — wieder ein meisterlich vom Erzpriester ersonnener Zug. Auch der faule Esel (*asinus iners*) — der oben als törichter Esel bezeichnet war, entsprechend dem *l'asnes cui fit nature entulle* (töricht) des Lyoner Anon. — drückt dem Löwen sein Siegel auf. Dieselbe Abhängigkeit kehrt auch in dem letztgenannten Ausdruck wieder:

Walther: *et frontem calce sigillat.*

Übersetzer: *enmi lo front a pie lo bulle.*

Roiz: *en él ponie su sillo.*

Das *en la frente gelas pon* = *enmi lo front* kommt etwas später.

Ganz allein steht der Erzpriester mit seinem Schluss. Ihm war der gewöhnliche Ausgang ohne rechten Abschluss nicht drastisch genug für den Zweck, den er verfolgte, die Warnung vor übertriebener Eitelkeit und Jähzorn, vielleicht schien er ihm auch nicht gut genug zu

Gleichung herzustellen: *bues: bucs: aries* (die Mall a. a. O. p. 194/95 verwendet) und damit die Vorlage des *Dérivé* als eine franz. nachzuweisen. Aber ebenso gut, wie Marie und der Anon. den *vulpes* neu einführten, kann der letztere auch noch den *aries* aus sich selbst geschöpft haben. Zu absoluter Sicherheit in der Frage der Abhängigkeit des Sammlers LBG. von Marie führt also auch dieser Punkt nicht.

dem Charakter des Löwen zu passen. Majestätisch rafft darum bei ihm, nach der Beschimpfung durch den Esel, der König der Tiere seine letzten Kräfte zusammen, um mit Würde zu sterben. Er begeht Selbstmord, indem er sich die Brust mit den eigenen Pranken zerschmettert. Vielleicht kann man vermutungsweise äussern, dass zu dem, meines Wissens in der Fabelliteratur einzig dastehenden, Selbstmord (die Hasen in Nr. 21 lassen es bei der Absicht bewenden) — wenn man die Pelikanerzählungen ausnimmt, die doch auf einer ganz andern Basis beruhen — die in dem ‚historischen‘ Teil, der der Fabel vorausgeht, gegebene Erzählung von der Selbstentleibung des jähzornigen und eiteln König Saul die Veranlassung geworden ist.

Fabel 11. *Aquí fabla del pleyto quel lobo e la raposa hobieron ante don Gimio, alcalde de Buxia. Str. 321 ff.*

Schon die abweichende Form der Überschrift, die die Hss. der nun folgenden Fabel geben, spricht für ihre Sonderstellung im *Libro de buen amor*. In der Tat haben wir es hier mit dem eigenartigsten Erzeugnis der kräftigen Originalität Juan Roiz' zu tun. Eine eingehende Inhaltsangabe der ausserordentlich langen Fabel ist nicht zu umgehen.

Der Fuchs hatte seiner Nachbarin einen Hahn gestohlen und war dabei vom Wolf beobachtet worden; dieser gab ihm anheim die Beute fahren zu lassen, weil man doch fremdes Gut nicht entwenden dürfe. Die Heuchelei des Wolfes, der allen Grund hätte, vor seiner eigenen Türe zu kehren, ist der Ausgangspunkt der Erzählung, die der Erzpriester zur Illustration der Heuchelei gibt. Der Wolf zieht nämlich jetzt den Fuchs vor Gericht; dessen Vorsitzender kann mit Stolz von sich sagen, dass er noch nie eine Sitzung ‚umsonst‘ (Doppelsinn!) abgehalten hat. Der Wolf trägt seine formgerechte und gerade auf das Ziel lossteuernde Anklage vor, sekundiert von einem gewandten Anwalt, dem Windspiel, des Fuchses Todfeind. „Im verwichenen Februar des Jahres des Herrn 1301, unter der Regierung Leos des Gefrässigen, unseres allergnädigsten Herrn, drang der Angeklagte im Hause Meines Lehnsmanes und Pächters, des Herrn ‚Bock‘, nächtlicherweile durch den Rauchfang ein, stahl den Hahn, bedientet bei Uns als Ausrufer, und verzehrte ihn auf besagtem Grundstück zu Meinem grossen Leidwesen. Daher sei der Beklagte zum Tode durch den Strang, wie es einem Räuber zukommt, verurteilt. Ich, den Antragsteller, trete den Beweis für meine Behauptungen an, bei Gefahr der Wiedervergeltung.“

Der schlaue Fuchs heuchelt Unerfahrenheit in juristischen Dingen und bittet um einen Rechtsbeistand. Der neu herversetzte Richter, Don Gimio (der Affe), der die Leute von Buxia noch nicht kennt, setzt ihm eine Frist von 20 Tagen zur Beschaffung eines Anwalts. Beide Parteien eröffnen sich inzwischen Quellen, um ihre Anwälte zu besolden, mit Geld oder Naturalien, nachdem sich der Fuchs sehr bald klar geworden

war, wen er zum Verteidiger wählen würde. So erscheint er denn am festgesetzten Tage in Begleitung eines Schäferhundes, der, um den Kläger noch mehr zu schrecken, ein Stachelhalsband umgelegt hat. Der Köter bezeugt auf Befragen die Schafdiebstähle des Wolfes, die er persönlich erlebt habe, und die für den jetzigen Kläger ‚Wolf‘ mehrfache Bestrafung und Entziehung der bürgerlichen Ehrenrechte im Verfolg gehabt hätten, ferner seine durch den Legaten des hl. Stuhles vollzogene Exkommunikation und Belegung mit dem Kirchenbann, weil der jetzige Kläger, trotz seiner Ehe mit Frau ‚Wölfin‘, eine öffentliche Beischläferin, die Schäferhündin, unterhalten habe. Darum sei der genannte Kläger gar nicht in der Lage, irgendwelche Klagen anhängig zu machen.

Die Wirkung der Gegenklage auf die feindliche Partei war niederdrückend, sie musste alles zugeben. Dies benutzend, stellte der Fuchs sofort den Antrag auf Vergeltung durch Verhängung der Todesstrafe über Kläger und Beistand.

Ein neuer Termin wird auf nach Epiphania anberaumt; währenddessen haben die Anwälte nichts andres im Auge, als den Richter für ihre Partei zu gewinnen, sie sparen nicht mit Sendungen von Salmen und Forellen, von Bechern und Tassen, aber ohne Erfolg. Am Tage der Verhandlung sucht der Richter erst einen Vergleich herbeizuführen, die Anwälte bieten wiederum alles auf, um herauszubekommen, wie das Urteil fallen wird, um danach ihre Massnahmen zu treffen. Schliesslich lässt sich Don Gimio, der die Abneigung der Parteien gegen einen Vergleich einsieht, zur Verkündung bereit finden. Das Urteil spricht der Klage des Wolfes so gut wie der Entschuldigung des Fuchses seine Anerkennung aus, verbreitet sich dann über die peremptorische und dilatorische Exemption und kommt zu dem Resultat, dass sich manches zugunsten des Fuchses anführen lasse, wenn dieser auch in der Gegenklage zu weit gehe. Es spricht schliesslich den Fuchs frei, erwartet aber, dass derselbe der Nachbarin keinen Hahn wieder stehlen werde. Der unverbesserliche Dieb flüstert beiseite: Einen Hahn hat sie leider nicht mehr, aber die Sache mit ihrer Henne werde ich mir überlegen. — Keine der Parteien legt Berufung ein gegen das Urteil, weil keiner Kosten von der Sache hatte, wohl aber die Advokaten. Diese jedoch wies Gimio unter Berufung auf seine königliche Vollmacht ab.

Die Grundlage der so vorzüglich dem spanischen Rechtsleben Rechnung tragenden Satire ist die Phädrusfabel vom Affen als Richter. Sie begegnet noch in folgenden Sammlungen: Leyd. 28; Rom. II, 19; Monac. 19; Walth. 38; W₂ 37; Flor. II, 18; LBG. 134.

Phädrus: Der Wolf beschuldigt den Fuchs des Diebstahls, der Fuchs leugnet. Beide tragen ihren Fall dem Affen als Richter vor, und dieser entscheidet so: Du (zum Wolf) scheinst das, was Du ersetzt

haben willst, gar nicht verloren zu haben, Du (zum Fuchs) hast das, was Du ableugnest, doch wohl irgendwie überseit gebracht. Moral: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht!

Der Romulus hebt die Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit des Affen hervor, dem die Streitenden alle Laster und Verbrechen des Gegners erzählen. Der Richter liest ihnen das Phädrusurteil aus einer Urkunde vor, setzt aber noch hinzu: So seid freigesprochen (*talis fit abolitio vestra*) und geht, versöhnt miteinander, hinaus. Der Münchener Romulus, der einzige Prosanachahmer des Romulus, der die Fabel aufnimmt, hat einiges missverstanden, für *mutuo* schreibt er *mutus*, für *abolitio* *abelectio*. Auch der 2. Wiener Cod., der einzige aus der Wiener Gruppe, der die Fabel enthält, zeigt einige sinnstörende Fehler: *adulatio* statt *abolitio*, *partes exite concordēs* statt *pares* (einer wie der andre) e. conc. Der *Dérivé complet* ist dadurch interessant, dass er, gemäss der schon früher beobachteten Tendenz, durchaus auf dem Standpunkt des Tierepos steht. Der Affe antwortet auf die Bitte des Fuchses und des Wolfes, zwischen ihnen zu vermitteln, dass er das nicht tun könne in Abwesenheit des Löwen. Aber, wenn sie ihre hochfahrende Gesinnung ändern wollten, so könne er sie wohl versöhnen. Der Fuchs solle schwören, er werde nicht mehr stehlen, und der Wolf, er wolle nicht mehr suchen, was er nicht verloren habe. Die Umänderung ist ungeschickt und gesucht.

Walther hat nicht richtig verstanden, worauf es in der Fabel ankam. Er ergreift Partei gegen den Wolf, der betrügerisch etwas fordert, während er den Affen zum Fuchs sagen lässt: *Tu bene furta negas* (Rom. *quod bene negas in iudicio*) und das *bene* falsch interpretiert, als wenn dastände: *optimo iure negas*, denn er fährt fort: *te vitae purior usus liberat*.

In der Übersetzung des Isopet I fällt zunächst der Personentausch auf: an Stelle des Wolfes erscheint der Hase, ich glaube wieder durch einen Lesefehler, für den die Umstände sehr glücklich lagen. Der Name des Wolfes kommt bei Walther nur im ersten Verse vor, ausserdem ist die Beziehung der pronomina *hic* und *ille* falsch, *hic* geht, streng genommen, auf *vulpes*, dem arbeiten die meisten Hss. entgegen durch ein *illa*, das durch sein *genus* die Beziehung zu *vulpes* herstellt. Jedoch hat der Pariser Cod. 15135 *ille*, und nichts verbietet, ein gleiches für die lat. Vorlage des Isopet I anzunehmen. Nach diesen Vorbemerkungen leuchtet ein, dass der Kogist, der statt *lupo de lepore* las, durch nichts auf seinen Fehler aufmerksam zu wenden brauchte. Das Streitobjekt zwischen Fuchs und Hasen ist eine fette Henne. Der Hase bestreitet, die Henne dem Fuchs entwendet zu haben, da kniet der Fuchs nieder und wirft dem Hasen seinen Handschuh hin zum Gottesgericht. (Vgl. dazu Roman de Renart VI, 795 ff. ed. Martin.) Wir kon-

statieren also wieder die Bekanntschaft mit dem Tierepos, die für den Isopet I schon bei Gelegenheit der *graculus*-Fabel ausgemacht war. Der rechtliche Affe aber bezieht sich auf eine königliche Verordnung, welche die Zulässigkeit des Zweikampfes auf schwerwiegende Fälle beschränkt wissen will, offenbar gemäss einer wirklich erlassenen Bestimmung, deren Feststellung einen wichtigen terminus post quem für den Pariser Isopet geben würde. Die einzelnen Punkte der Bestimmung zu beleuchten, würde für den Kulturhistoriker Nutzen haben. Erst die Erzählung des Hasen stellt die enge Berührung zwischen dem Übersetzer und Walther wieder her.

Für unseren Zusammenhang ist es wichtig zu sehen, wie die Ausnützung des vorliegenden Fabelstoffes zu satirischen Ausfällen gegen die Gerichtsbarkeit und die Gesetze gleichsam in der Luft lag.

Die Übersetzung des Lyoner Paraphrasten macht brav die Fehler seiner Vorlage hinsichtlich der Auffassung mit, wenn er Ysegrin — der Name erscheint hier — alle erdenkliche Bosheit vorwirft, dem Fuchs dagegen einen viel reineren Lebenswandel nachrühmt. Von Originalität zeigt diese Fabel nichts.

Trotzdem hat der Erzpriester einen Zug aus ihr entnommen: die warme Sympathie mit dem Fuchs, die sich freilich nicht auf seine Unschuld gründet. Mehr lässt sich nicht nachweisen.

Nach seiner Art lässt uns der Erzpriester die Ereignisse, die der Fabel vorausgehen, in aller Kürze mit erleben. Der Wolf sieht den Fuchs einen Hasen stehlen und befiehlt ihm, ihn loszulassen, unter Anführung der Moral — natürlich nur, um ihn dann selbst zu verspeisen.

Er, der so wenig wie einer zum Sittenrichter tauglich war, sah die Stunde, da er selbst in die Klemme geraten würde, nicht voraus, setzt der Dichter prophetisch hinzu. Der Affe wird nicht als Richter schlechthin, sondern als der Richter von Buxia bezeichnet (man vgl. die Roizsche Fabel von der Stadt- und Landmaus), und es wird zu seiner Charakterisierung gleich hinzugesetzt: er hielt nie eine Sitzung ‚umsonst‘ ab — ein böser Hieb für die Richter, der dann im folgenden glänzend weiter ausgeführt wird und die Fabel zur geistvollen Persiflage des Gerichtsverfahrens macht. Der Kläger erscheint nicht allein, sondern mit dem natürlichen Feinde des Beklagten, dem Windspiel, als Advokaten zur Seite. Die mit Anspielungen gespickte Anklageschrift habe ich annähernd im Wortlaut wiedergegeben; die Erwähnung Leos des Gefräßigen und die des Besitzers des Klagobjektes, Herrn ‚Bock‘ al. don Cabron, Pächter des Klägers, wird dem heutigen Leser besondere Freude machen.

In köstlicher Weise beginnt nun die Erzählung der Vertagungen ohne ersichtlichen Grund, die dem nie ‚umsonst‘ sitzenden Don Gimio erst das richtige Relief geben. Zunächst werden 20 Tage Frist gegeben,

damit sich der Fuchs einen Verteidiger besorgen kann; er wählt den natürlichen Gegner des Wolfes, den Schäferhund. Nach dessen Aussage — die von feinem Humor und guter Laune spricht (der Ehebruch und die wilde Ehe des Wolfes!) — wird wiederum vertagt und diesmal gleich bis nach Epiphantias, damit die Anwälte alle Minen springen lassen können zur Beeinflussung des Richters. Dieselben winkligen Versuche erneuern sich am Tage der Urteilsverkündung. Das endlich ausgesprochene Urteil begünstigt im Effekt den Fuchs, wodurch eine neue satirische Wirkung erzielt wird, weil der Fuchs doch tatsächlich schuldig ist. Ja, der Mutwille Roiz' geht noch weiter: der Richter muss sich auf seine Mahnung, nun aber hübsch artig zu sein, von dem Fuchs sagen lassen, er werde bei nächster Gelegenheit derselben Nachbarin ihre Henne entwenden. Von der ursprünglichen Moral 'Wer einmal lügt . . .' ist nicht mehr die Rede, vielmehr scheint der unverschämten Keckheit, die sich gar nicht verteidigt, sondern frech noch obendrein angreift, ein Freibrief ausgestellt zu sein, um die aufs Korn genommene Heuchelei und Kritiklosigkeit gegen sich selbst in der Gestalt des Wolfes tüchtig zu treffen. Man hat am Schluss beinahe das Gefühl, dass Roiz, über der Freude an seiner rücksichtslosen Satire, den Ausgangspunkt ganz aus den Augen verloren hat; aber wir werden ihm das gerne verzeihen in Ansehung des hervorragenden Zeitbildes, das er aus der kurzen Phädrusfabel gemacht hat.

Fabel 12. Enxiemplo del mur topo e de la rana. Str. 407 ff.

Roiz: Ein Maulwurf hatte am Ufer eines Flusses seine Höhle, der Fluss schwoll an und umgab die Wohnung rings mit Wasser, so dass der Bewohner nicht herauskonnte. Der gesprenkelte Singfrosch kam singend vor die Tür, bot sich dem Maulwurf als Freundin, Gattin und Verwandtin (rana ist fem.) an und versprach ihm, ihn noch an diesem Morgen zu retten und auf einen sichern Hügel zu bringen. Bei seiner vollendeten Schwimmgewandtheit brauche der Maulwurf nur seinen Fuss um den des Frosches zu schlingen und auf sein Knie zu treten. So waren die Worte des Schwimmers, im Innern aber hatte er schwarze Verratsgedanken. Als sie sich kaum verkoppelt haben, ändert der Frosch plötzlich die Positur und schiesst kopfunter in die Tiefe, den Maulwurf mit sich ziehend. Dieser war aber gar nicht gesonnen, sich ohne weiteres ertränken zu lassen, und fing an energisch nach oben zu streben. Den Kampf beobachtet ein hungriger Hühnergeier (Weih), er stösst auf das Paar herab, nimmt es mit und verzehrt es auf seinem Neste.

Die Fabel ist oft überliefert: Leyd. 4; Wiss. I, 3; Rom. I, 3; Vinc. 2; Oxf. 3; Mon. 3; Bern. II. 10; Walth. 3; Prosawalth. 3; Neck. 6; W₁ 3, W₂ 2, Berl. 3; Flor. I, 3; Nil. I, 3; LBG. 3; Reimf. I, 3; Hexam. 3; Bern. I. 2; Odo. 43b; Sheppey 2.

Der Leyd. steht mit seiner Auffassung etwas abseits, so dass wir, nach Analogie, schliessen dürfen, er habe das Phädrusbild am reinsten bewahrt, wofür auch die Jambenketten sprechen. Die Maus will den Fluss überschreiten und bittet den Frosch um seinen Beistand. Der Vorderfuss der Maus wird kunstvoll durch einen Faden mit dem Hinterfuss des Frosches verbunden, und die beiden gelangen bis in die Flussmitte. Da taucht in plötzlichem Gesinnungswechsel der Frosch unter und zieht die Maus nach sich. Als deren Leiche wieder an die Oberfläche kam, erblickte sie ein Weih und trug sie mit dem noch daran hängenden Frosch davon. Moral: Wer andern eine Grube gräbt . . .

Offenbar war die Vorstellung, dass die Mausleiche noch mit dem Frosch zusammenhing, auf die nicht wieder hingewiesen ist, dem Verfasser des Romulus entfallen, oder sie war ihm unwahrscheinlich erschienen. Er änderte darum in der Weise, dass es zu einem Kampf zwischen den lebenden Tieren kommt, der die Aufmerksamkeit des Weihs erregt, und darin folgen ihm, ausser seinen Abkömmlingen, der Flor. und der Nil. Romulus.

Die Auffassung des Leyd. finden wir wieder in dem Weissenburger und Wiener Romulus. Zwei Hss. des letzteren zeigen die nicht üble Var. *turgens* (sc. *corpus*) statt *surgens*. Töricht ist dagegen die Lesart *lignum* statt *linum*, die durch *liehnum* (vgl. mittelalt. *michi* statt *mihi*) vorbereitet ist und in schöner Weise die abgestufte Abhängigkeit der Hss. illustriert.

Der Nil. erweitert in seiner Weise die Auffassung. Der Frosch ist gleich zum Bösen entschlossen und legt darum seinem Partner einen dicken und langen Faden um den Hals und sich selbst um den Fuss. Der Reimfabulist deutet seine Vorlage in folgender, törichter Weise aus: *Aestimo quod mersum murem prandare* (sic!) *volebat* (dazu allerdings die Var. *aest. q. miserum murem fraudare v.*). Die Lösung erfolgt stets wie beim Romulus.

Die Darstellung des LBG. ist wiederum höchst originell. Als Einleitung verwendet er das Motiv der Stadt- und Landmaus mit geringen Änderungen¹⁾. Der Frosch fühlt sich sehr wohl als Gast der Maus, nur vermisst er

1) Eine Variation des Themas von der Grille und Ameise gibt die Fabel 47 Odos. Eine Landkröte bittet den Wasserfrosch um Trinkwasser und erhält es reichlich. Der hungrige Frosch bittet später um Land — der direkte Gegensatz zu *aqua*, gibt aber keinen Sinn — und erhält nichts, weil die Kröte sich selbst nicht satt isst, um auszukommen. — In der der unsrigen genauer entsprechenden Fabel Odos fehlt ganz das Motiv der Froschintrigue, im Interesse der Moral, die die beiden Tiere dem törichtesten Kaplan und ungenügenden Pfarrer gleichsetzt, den Weih dem Teufel. Der eine Fortsetzer Odos lässt seinerseits den Weih ganz fort und vergleicht die Handlungsweise des Frosches der der Welt.

Ebenfalls, sogar in der Satire, der Grillenfabel ähnlich ist die Fabula

bei der reichen Körnernahrung das erfrischende Getränk. Die durch den schlechten Appetit gekränkte Maus läßt sich nun selbst bei dem Frosch ein, um sich von seinem Leben ein Bild machen zu können. Der Frosch ist gern bereit den Gastfreund mitzunehmen, und sie machen sich gleich auf den Weg, über eine tauige Wiese, nach deren Überschreitung die Maus bereits ganz erschöpft ist. Nur mit Mühe beredet der Frosch sie zur Fortsetzung der Reise, ja am Ufer des Flusses stellt er sich ihr als einen so zuverlässigen Schwimmer hin, dass sie sich anseilen lässt und ihm ins Wasser folgt. Angeblich erst unterwegs, merkt der Renommist, dass er seinen Kräften zuviel zugetraut hat. Ein Adler macht dem sich entspinnenden Ringen ein Ende und verspeist den Frosch auch mit. Letzterer verdient nach unserem Gefühl die Strafe ganz besonders, weil er der armen Maus vorgeschwindelt hat, er tauche unter, da ihn seine Kräfte verliessen.

Walther bringt uns, wie gewöhnlich dem Erzpriester näher. Ein See hält den Marsch der Maus auf, da bietet ihr der geschwätzige Frosch seine Hilfe an, gleich mit der Absicht Böses zu stiften. Mit einem Tau (!) (*funis*) wird der Fuss umwunden, *pes coit ergo pedi, sed mens a mente recedit*. Indem der Frosch dem Freunde den Schiffbruch bereitet, leidet auch die Treue Schiffbruch. Der Weih macht mit scharfer Kralle dem unglücklichen Zweikampf ein Ende: erst liegt die Maus tot da, dann alle beide, die Eingeweide schwimmen auf dem Wasser, der Weih verzehrt seine Beute nicht.

Statt hier jacet hat der Lyoner Walther hier rapit, und das musste der Paraphrast auf den Weih beziehen: *A ses forz ongles l'a ravie*. Damit ergibt sich die Änderung, dass bei ihm der Weih die beiden Tiere auffrisst, welcher wir auch in dem Prosawalther begegnen, wodurch aufs neue dessen Abhängigkeit vom Lyoner Isopet wahrscheinlich gemacht wird. Ebenso verläuft ja der Vorgang beim Erzpriester.

Überhaupt erweist sich bei dieser Fabel die Lyoner Paraphrase wieder ganz unverkennbar als die Mutter der Roizschen Fassung. Sie hat als Helden zwar die Maus — denn *rate* übersetzt bei ihr immer *mus* (s. a. d. Anmerkungen zum Lyoner Isopet bei Foerster p. 139) —, aber gleich die Einführung ist identisch mit der des Erzpriesters. Die

extravagans 38, sonst eine Parallele zu unserer und der Stadtmausfabel. Eine Maus ladet einen Frosch ein zum Frühstück. Nach drei Tagen erwidert der Frosch die Einladung. Als die beiden Tiere an einen Fluss kommen, springt der Frosch hinein und ermuntert die Maus zu gleichem Tun. Diese fängt an zu sinken und schreit um Hilfe. Voll Hohn legt der Wirt ihr die schmeichelhaftesten Namen bei und sagt: *Si non comedimus, saltem bibamus. (cantasti — salta Grillenfabel.)*

Die Beispiele lehren uns, dass die uns beschäftigende Fabel besonders zum Anwachsen an andre Stoffe neigte.

Maus, die über Land gegangen ist, um ihren Unterhalt zu besorgen, kann nicht zurück in ihr Loch, weil das Wasser ihr inzwischen den Weg abgesperrt hat. Der Frosch, *plainne de parole*, umarmt sie und stellt der Schwester seine Schwimmfertigkeit zur Verfügung, gleich mit böser Nebenabsicht. Die Schilderung der Wasserfahrt, schon bei Walther durch die vielen Antithesen und Mätzchen, von denen ich einige oben angeführt habe, von ermüdender Länge, ist bei dem Übersetzer erst recht wenig erfreulich. Milaus übersetzt er mit *li niebles* (it. *nibbio*) der Hühnergeier (Foerster a. a. O. p. 139), das *miserum duellum* durch *tornoiement* und *bataille*.

Die wichtigste Abweichung von dem Erzpriester beruht in der Personenverschiedenheit; bei diesem ist ja der *mur topo* der Held des Dramas. Doch mir scheint, dass wir hier ganz klar sehen, warum Roiz ein Personentausch notwendig erschien. In seinem Zusammenhang hat die Fabel den Sinn, zu zeigen, wie Amor den Verführer (sc. zur Liebe) und die Verführte in gleicher Weise ins Verderben bringt:

A los necios e necias que una vez enlazas
En tal guisa los trabas con tus fuertes mordazas, oder
Tambien al engañado como al engañador.

Er hatte also die Verschiedenheit der Geschlechter nötig, zur klaren Herausarbeitung, und diese wies seine direkteste Vorlage, die Lyoner Paraphrase, nicht auf: *De la rate et de la renouille*, wohl der lat. Text, wie *ille* (v. 8) bezogen auf *mus* (klass. *communis generis*) beweist. Es hätte nun nahe gelegen, das durch die lat. Vorlage gegebene *el mür* zu nehmen, aber gegen dieses Wort hatte mindestens der Erzpriester (vgl. Fabel von der kreissenden Erde) eine Abneigung, wenn es nicht bereits allgemein ausser Kurs war, ohne recht ersetzt zu sein (wie heute durch *el ratón*). Beim Erzpriester wird die Abneigung gegen *mür* nur überwunden, wenn die Maus Vertreterin der schnellen Beweglichkeit ist (Land- und Stadtmaus, Löwe und Maus).

Andrerseits ist der Intrigant der Fabel, der Frosch, auch besonders kenntlich gemacht als der gesprenkelte Singfrosch. Die Veranlassung zu der letzteren Bezeichnung ist gegeben durch die Worte des Lyoner Dichters: *La rainne plainne de paroles*. Auf das Eintreten des Hochwassers, das die Einkleidung des Fabelstoffes gibt, ist schon oben hingewiesen worden als dem Erzpriester durch seine Vorlage vermittelt. Dass Roiz mit der Geschlechtsdifferenzierung eine wirkliche Absicht verknüpfte, geht aus der kleinen Liebesaffäre hervor, die mit der Haupthandlung gar nichts zu tun hat, dagegen der bezweckten Moral völlig parallel läuft. Die *Rana* — ich wähle die span. Worte, um für den deutschen Leser nicht das Verhältnis gerade umzukehren — macht dem *mur topo* einen regelrechten Antrag: ‚Mein verliebter Herr, ich möchte Eure Freundin, Verwandte und Gattin werden.‘ Die Parallele

mit dem Verführer des Zusammenhanges stimmt ja nicht ganz, weil eben der Verführer die Dame ins Unglück stürzt, nicht die Verführerin den Herrn. Der Weih nimmt seine Mahlzeit erst in seinem Neste ein.

Noch einige Stellen mögen das Hinneigen des Erzpriesters zu seiner franz. Vorlage dartun.

Je vos metrai a sauetey
zu: Yo te sacaré a salvo und
Sacarte he bien a salvo.
Je suis bien de noer aprise
zu: Yo sé nadar muy bien.
Pie a pie se sunt aiostees
Mais desjointes sunt les pansees
zu: Atan los pies en une, las voluntades non.

Die Moral erscheint beim Erzpriester ein ganzes Stück hinter der Fabel. Für sie hat er sich dem lat. Text näher angeschlossen:

Omne genus pestis superat mens dissona verbis,
Consentes animi florida lingua polit

gibt er, unter Abänderung der Gnome in eine Verwünschung, so wieder:

Toda maldat del mundo et toda pestilencia
Sobre la falsa lengua, mintrosa aparescencia!

Fabel 13. Enxiemplo de la abutarda et de la golondrina.
Str. 746 ff.

Roiz: Ein geschickter Vogelsteller säte auf ein Brachfeld Hanf, um aus ihm Netze und Stricke zu gewinnen. Die Schwalbe riet darum den Tauben und Sperlingen, besonders aber der Trappe den Samen aufzupicken. Der Vorschlag wurde mit Hohngelächter aufgenommen. Als das Kraut schon aufgegangen war, erneuerte die Schwalbe ihren Rat, mit demselben Erfolge, ja die Trappe wurde geradezu böse auf sie. Die Schwalbe begab sich nun in das Haus des Menschen, baute ein schönes Nest und gewann durch ihr muntres Zwitschern, am frühen Morgen bereits, seine Zuneigung. Als die Netze aus dem Hanf fertig waren, wurde bei einer Jagd die Trappe gefangen und ihr die Flügel gestutzt.

Wir kennen die Fabel in folgenden Sammlungen: Leyd. 20; Rom. I, 19; Oxf. 18; Walth. 20; Prosaw. 18; Neck. 18; W₁ 19, W₂ 19, Berl. 19; Flor. I, 20; Nil. I, 18; LBG. 18; Reimf. I, 18; Hexam. 16.

Leyd.: Die Vögel sahen, wie der Mensch Flachs säte, aber einzig die Schwalbe erkannte die Gefahr und schilderte sie den versammelten Vögeln, die für ihre Angst nur ein überlegenes Lächeln hatten. Nachdem die Saat aufgegangen war, wies die Schwalbe noch einmal auf die Gefahr hin unter näherer Begründung, wie der Mensch sich aus dem Flachs Netze mache — wieder mit demselben Ausgange. Da begab sich die Schwalbe zu den Menschen, unter ihre Dächer, die Vögel

aber werden, weil sie ihren Rat verachtet haben, noch heute in Netzen gefangen.

Diese Fassung der *Fabulae antiquae* erweitert der Romulus durch den Zusatz, die Schwalbe sei nicht mehr sicher gewesen unter den Vögeln: *ad hominem se transtulit, ut tuta esset sub tectis eorum*. Den Rest dieser Auffassung kann man auch bei Ademar nachweisen in: *transtulit se tota sub tecta eorum*, wo tota sicher für tuta verschrieben ist. Der ganze Zusatz fehlt in dem Oxforder Romulus.

Der Nilantii beseitigte das doppelte Mahnen der Schwalbe und führte dafür das ätiologische Moment, warum die Schwalbe unter den Dächern der Menschen nistet, und wie die Freundschaft zwischen beiden auf dem Vertrage beruht, dass das Tierchen sicher unter den Menschen verkehren und sich an allen Balken ein Nestchen bauen könne, weitläufig aus. Ihm folgt im wesentlichen der Anon. LBG. Als die Vögel die (einmalige) Mahnung der Schwalbe ausser acht gelassen haben, beruft die Schwalbe ihre ganze Sippe (*genus* ist statt auf die Vögel auf die Schwalbe bezogen), um mit dem Menschen Frieden zu schliessen zu gegenseitigem Nutz und Frommen (*quod neutra pars in dampna cogitaret alterius*).

Walther behält die doppelte Warnung des Romulus bei, hat daneben aber auch die Wendung, dass die Schwalbe mit dem Menschen einen richtigen Frieden schliesst und ihm mit ihrem freundlichen Gezwitscher schmeichelt. Am Schluss lässt er den gefangenen Vogel reuig sich selbst die Schuld geben.

Sehr amüsant ist die Schilderung, die der Pariser Isopet vornimmt. Die Lerche spielt bei ihm den Moralisten, sie verwirft es als unchristlich, dem säenden Bauern Schaden zu tun, weil er doch nur säe, um sich zu kleiden. Ein solches Vergehen von seiten der Vögel könne nur durch eine Wallfahrt nach Rom seine Sühne finden. Auf eine Wiederholung der Warnung verzichtet der Pariser Dichter. Die Schwalbe begibt sich, ohne dass der Grund genannt wird, in das Haus des Bauern und erfreut ihn mit ihrem Gesang.

In dem Lyoner Isopet liegt unsere Fabel nicht vollständig vor, weil sie in der Nähe einer Lücke von zwei Blättern steht (s. Foerster a. a. O. p. I und p. 146 zu Vers 1046). Durch diese ist die Fabel vom jungen Weih¹⁾ ganz getilgt, von der hirundo-Fabel der lat. Text ganz und der franz. zum grösseren Teil.

Schematischer Versuch, die Lücke auszufüllen: Es stehen auf einer Seite 27 Zeilen (Foerster, p. I); die lat. Fabeln *Milvus aegrotans* und *Hirundo aves monens* zählen 10 bzw. 14 Verse; ein Bild füllt 6 Zeilen.

1) *Milvus aegrotans*.

Auf dem erhaltenen Blatt 27^v stehen vom Text des *Milvus* 7 Verse, somit bleiben für fol. x^r von dieser Fabel 3 Verse, es folgt das Bild und 17 Verse Übersetzung + Titel. So weit sind wir auf sicherem Boden. Um einen oberflächlichen Anhalt auch für die folgenden Blätter zu gewinnen, will ich dasselbe Verhältnis der Stoffverteilung für den zu erschliessenden Lyoner Anon. und für seinen Nachahmer Roiz annehmen. Der erhaltene Teil des franz. Textes füllt etwa 3 coplas des Roizschen (von 8 im ganzen) aus, er umfasst 28 Zeilen; so ergibt sich folgende Proportion:

$$3:8 = 28:x \text{ (= ganze Fabel) oder}$$

$$3:5 = 28:y \text{ (= grösserer Teil der Fabel),}$$

d. h. $x = 74$, $y = 46$. Setzen wir diesen Annäherungswert in die Lücke ein, so ergibt sich folgendes Bild:

fol. x ^r	{	3 Zeilen lat. <i>Milvus aegrotans</i> .
		6 „ Bild.
		18 „ franz. Titel und Übersetzung.
fol. x ^v	{	13 „ franz. Text.
		14 „ <i>Aves et hirundo</i> .
fol. y ^r	{	1 Zeile <i>Aves et hirundo</i> .
		6 Zeilen Bild.
		20 „ franz. Titel und Text.
fol. y ^v	{	27 „ franz. Text.

Dass das Resultat nicht ganz falsch sein kann, geht daraus hervor, dass die Zahl von 30 Versen für die *Milvus-aegrotans*-Übersetzung ungefähr das zu erwartende ist — der immer etwas knappere Isopet I verwendet auf sie exkl. Moral 24 Verse —; wenigstens die zur Plazierung des folgenden Bildes, das auf einer Seite stehen muss, sonst erforderlich werdende Reduktion auf 24 Zeilen würde mir bedenklich erscheinen.

Betrachten wir uns das Lyoner Fragment etwas genauer auf seinen Inhalt hin. Es beginnt mit der Schlusswendung, der Übersiedelung der Schwalbe in das Haus des Menschen. Durch ihr Singen und ihre guten Dienste erwirbt sie sich dessen Liebe. Die ganz allgemeine Ausführung ‚nam previsa minus laedere tela solent‘, die schon bei Walther eigentlich an einer ganz falschen Stelle steht, nimmt den Rest des verfügbaren Raumes ein.

Ob der Erzpriester seiner Vorlage für die sofortige Einführung des Vogelstellens am Anfang der Fabel verpflichtet ist, kann man nicht sagen. Ich möchte es aber annehmen, da auch im Pariser Isopet gleich der Mensch auftritt, möglicherweise weil Walthers *humus* mit *homo* verwechselt wurde. Sicher originell ist die Spezialisierung des Menschen in den Vogelsteller und die Ersetzung des Flachses durch den Hanf — so dürfen wir nach Analogie schliessen. Freilich könnten

bei dem Hanf auch geographische Anbaubedingung mitgespielt haben. Die Ausscheidung eines Vogels als Repräsentanten der Reue resp. der Opposition hatten ja schon Walther und der Isopet I vorgenommen, darum wird man nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dass auch die Lyoner Fassung irgendeinen Vogel als handelnd einführte, wenn es auch schwerlich die Trappe war. Diese Spezialisierung, gegründet auf die Beobachtung, dass dieser Vogel besonderes Geschick zum Aufpicken besitzt (*dijo la golondrina a tortolas e a pardales e mas al abutarda*), passt zu sehr zu den Gewohnheiten des Erzpriesters. Zwanglos verknüpft sich ihm übrigens mit der Vorstellung der Trappe als eines Vogels, der besser läuft als fliegt, die des Flügelstutzens. Die Nennung der andern Vögel, der Tauben und der Sperlinge, trägt zur Belebung des Bildes bei.

Fabel 14. Enxiemplo del ortolano e de la culebra. Str. 1348 ff.

Roiz: Ein biederer, einfacher Gärtner fand im Januar, bei starkem Sturm, unter einem Birnbaum eine kleine halbtote Natter. Der mitleidige Mann nahm sie mit, und, um sie ins Leben zurückzurufen, wärmte er sie am Herde. Das Tier, zum Leben zurückgerufen, verkroch sich in ein Loch in der Küche. Der Gärtner fütterte seinen Schützling täglich mit Milch und Brot, so dass dieser zu einer grossen Schlange heranwuchs. Im Sommer, während der drückenden Mittagshitze, verliess die Schlange wütend ihren Schlupfwinkel und besudelte die ganze Wohnung mit ihrem Geifer. Der Gärtner verwies ihr das, sie aber schlang sich um ihn und wollte ihn ersticken.

Diese Fabel erscheint in folgenden Sammlungen: Phädr. IV, 19; Leyd. 11; Wiss. IV, 2; Rom. I, 10; Oxf. 9; Walth. 10; Prosawalth. 9; W₁ 10, W₂ 9, Berl. 10; Flor. I, 10; LBG. 89; Odo 22; Sheppei 36.

Phädrus: Ein Mann hob eine vor Frost erstarrte Natter auf und wärmte sie an seinem Busen; als diese wieder zu sich gekommen war, tötete sie ihren Wohltäter sofort und gab einer andern Natter, die sie nach der Ursache dieser Handlungsweise fragte, zur Antwort: Er sollte verlernen, Unredlichen zu helfen!

Die Leydener Fabel weicht erheblich davon ab und beweist sich als zur Romulussippe gehörig. Eine Frau (s. u.) hebt eine vor Frost erstarrte Natter auf, nimmt sie in ihren Busen (Leyd. in latere, Rom. sub latera) und beherbergt sie den ganzen Winter über. (Der Weissenburger Sammler schreibt recht töricht: *intra sinum suum per totam hiemem fovit*.) Mit der Zeit wiederhergestellt, fing das Tier an, boshaft zu werden und seine Umgebung mit Gift zu bespeicheln, um nicht als dankbarer Gast von hinnen zu scheiden. Die Boshafte wird vertrieben.

Im wesentlichen stimmt der Romulus zu dieser Fassung, am Schluss ist er unklar; die *Fabula antiqua* hat hier offenbar den besseren Text

erhalten, indem sie das allerdings durch die Wiederholungen unschöne injuriosus zum Subjekt eines neuen Satzes macht.

Der Beweis, dass bei der vorliegenden Fassung sich Leyd. und Rom. näher stehen als Leyd. und Phädr., wird schon durch die Inhaltsangabe erbracht, indem ihnen beiden der neue Zug der Winterbeherbergung eigen ist. Man kann ihn aber auch noch anders führen. Die handelnde Person ist im Leyd. eine Frau — zunächst, wie es scheint, eine starke Abweichung. Doch klärt sich die Sache anders auf. Das einzige Wort, das die Frau bezeichnet, ist quaedam, das natürlich leicht aus dem quidam, wie es der Rom. zeigt, verlesen sein kann. Im Phädrus dagegen wird durch hominem noch einmal auf den Handelnden hingewiesen; dadurch hätte der Zusammensteller, wenn er den Phädrustext vor sich gehabt hätte, auf seinem Irrtum aufmerksam werden müssen (s. auch die Anm. auf S. 628).

Hier sind wir einmal in der Lage, den Prozess, wie eine Diskrepanz entsteht, verfolgen zu können, aber durch ein einziges Wort, z. B. feminam, im Text wäre das Bild schon getrübt worden, und wir hätten vor einer unerklärlichen Laune des Kompilators gestanden, ohne Möglichkeit der Erklärung.

Der Wiener Romulus quält sich an dem Verständnis der letzten Romulusworte, und seine Hss. kommen zu ziemlich abweichenden Ergebnissen: Die Schlange wollte nicht freiwillig gehen und konnte nicht vertrieben werden; sie wollte durch Unbill vertrieben werden, um nicht dankbar zu scheiden (so auch der Flor. Rom.); endlich: sie wollte nicht mit Ungerechtigkeit vertrieben werden. Man sieht, die Stelle war nicht verständlich. Ebenfalls ist das latera vielen Umdeutungen ausgesetzt gewesen. Der eine Wiener Cod. schreibt intra atria sua, der (ausser in dem eigenmächtigen Schluss: unde cum dapno expellitur qui cum mansuetudine fovebatur) zu seinem Rom. stimmende Oxforder Anon. intra latibula.

Einer eigenen Auffassung begegnen wir bei dem Dérivé complet, der die Fabel neu aus dem Rom. entlehnte, weil sie in seiner Quelle (Anglolaenus?) fehlte. Die Natter, die unter dem Frost leidet, begibt sich aus sich zum Menschen, um dessen Hilfe anzurufen. Voll Mitleid wird sie aufgenommen. Im Sommer aber fängt das boshafte Tier an, das Haus und die Gefässe seines Wirtes zu begeifern, und es ist ohne Gewalt nicht aus dem Hause zu bringen.

Alle bisher besprochenen Sammlungen haben gegenüber dem Phädrus das gemeinsam, dass sie die Fabel nicht tragisch enden lassen, wie dieser.

Bei Odo v. Sherington und Jean de Sheppey wird der Wohltäter wenigstens durch einen Biss verletzt. Beide aber nehmen trotzdem die Partei der Schlange, die nur so handle, wie die Natur es sie

heisse, die ewige Feindschaft zwischen dem Menschen und der Schlange gesetzt habe. Man erkennt sofort, dass beide Autoren, als Geistliche, an die bekannte Genesisstelle denken.

Walther schmückt in ganz hübscher Weise die Naturvorgänge, mit denen die Handlung verwoben ist, aus. Der ‚Wirt‘ der Natter weist ihr, als sie lästig wird, die Tür, das Tier aber umringelt ihn und zischt ihn furchtbar an, wenn auch, ohne ihn geradezu zu verletzen. Damit wird eine Vereinigung von tragischem und untragischem Ausgang gegeben.

Der Pariser Isopet entscheidet sich aber für den tragischen, er lässt den Bauer infolge des Bisses sterben. Die Moral zeigt eine auffallende Übereinstimmung mit den Worten der Schlange bei Odo und Jean; als typisch undankbar werden in beiden erwähnt: die Maus im Ranzen, das Feuer im Schoss und die Schlange im Busen. Eher als an eine gegenseitige Beeinflussung möchte ich hier sprichwörtliche Redensarten annehmen.

Der Lyoner Anon. verweilt mit Wohlgefallen bei den Naturbildern seiner Vorlage, die er noch weiter als diese ausmalt. Darüber vergisst er ganz, das Erwärmen der Natter im Hause des Bauern zu erwähnen. Der Austreibung durch ihren Wohltäter setzt sie energischen Widerstand entgegen, der ausführlich geschildert wird, schliesslich fällt sie ihn an und beisst ihn mit ihren Giftzähnen tot.

Denselben Ausgang nimmt die Fabel, gegen die Lösung des echten Walther, im Prosawalther, womit aufs neue dessen Abhängigkeit vom Lyoner Isopet erwiesen wird.

Hinsichtlich des eigentlichen Schlusses bleibt Roiz diesmal auf dem Boden des Walther, wahrscheinlich weil ihm der tragische Ausgang der franz. Paraphrase in seinem Zusammenhange doch zu hart erschien. Nach seiner Art präzisiert er das Ereignis zeitlich als in den Januar fallend, örtlich lässt er es sich unter einem Birnbaum abspielen, und nun wieder nicht zwischen der Natter und einem beliebigen Mann oder Bauer, sondern zwischen ihr und einem Gärtner, der durch den Birnbaum nahe gelegt war. Wegen seiner späteren Handlungsweise erhält er das Prädikat *simple e sin mal*. Wie ungeheuer anschaulich sehen wir gleich den ganzen Vorgang. Schnee, Sturm, Frost haben die kleine Natter erstarren lassen. Der Mann nimmt sie unter den Rockschoss (Lyoner Anon.: *Contre le vanz l'a mantelée*) und legt sie, heimgekommen, auf den Herd, neben die Kohlenglut. Da gefiel es dem Tier auf die Dauer nicht, es fürchtete zu braten und so suchte es sich in der kahlen Küche ein Loch. Ein ganz neuer Zug, der jedenfalls den hässlichen Undank in viel grellerem Licht treten lässt, ist der, dass das gefundene Tier noch nicht ausgewachsen ist, sondern sich erst bei der guten Pflege und im Laufe des Winters zu einer

grossen Schlange entwickelt. Im Sommer, gelegentlich eines Streites, wickelt sie sich um ihren Ernährer. Der Ausgang der Umarmung wird nicht angegeben, wir dürfen aber annehmen, dass er untragisch war, aus dem oben gegebenen Grunde. Die Moral ist die wörtliche Übersetzung Walthers:

Reddere gaudet homo nequam pro melle venenum
 Pro fructu poenam, pro pietate dolos
 zu: Alegrase el malo en dar por miel veneno
 Et por fruto dar pena al amigo e al vesino,
 por piedat engaño.

Bei dieser Fabel tritt die Schöpferkraft des Erzpriesters wieder einmal hervor. Es ist gerade, als hätte er während der langen Strecke seines ‚Liebesbuches‘, die der Fabeln entbehrte, neue Kraft gesammelt, um die erste kommende mit besonderer Liebe zu gestalten.

Fabel 15. Enxiemplo del galgo e del señor. Str. 1357 ff.

Ein guter, tapfrer Windhund hatte, als er jung war, schnelle Füße, gute Hundszähne und ein festes Gebiss; jeden Hasen, den er aufspürte, holte er leicht ein. Sein Herr streichelte ihn darum oft und lobte ihn vor den Nachbarn. Leider wurde das Tier schnell alt wegen der hohen Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, und verlor die Zähne und seine Schnelligkeit: ein Kaninchen entsprang ihm. Der zornige Herr verprügelte daraufhin das treue Tier mit einem Knüttel, der Hund aber beklagte sich über die Ungerechtigkeit der Welt: ‚Meine früher geleisteten Dienste geben mir kein Anrecht auf weitere gute Behandlung, wenn ich, wegen meines Alters meinem Herrn keinen Nutzen mehr bringe.‘

Die Fabel erscheint: Phädr. V, 10; Leyd. 62; Wiss. V, 1; Rom. II, 7; Walth. 27; Prosawalth. 24; W₁ W₂ Berl. 26; Flor. II, 7; LBG. 91.

Beim Phädrus zerreisst der ehemals starke, aber jetzt alt gewordene Hund dem Eber auf der Jagd nur ein Ohr, denn das Wild vermag sich aus den brüchelig gewordenen Zähnen des Verfolgers mühelos zu befreien. Der Jäger macht seinem Hunde Vorwürfe, aber der weist auf die geleisteten Dienste hin.

Keine einzige Sammlung hat als Jagdtier den Eber beibehalten, in allen ist an seine Stelle der Hase getreten, offenbar entsprechend den veränderten Jagdgewohnheiten der Zeit. (Vgl. die vermutungsweise angenommene Modernisierung der Fabel 6 bei Ademar u. d. Aesopus ad Rufum, resp. deren Quelle!) Im ganzen herrscht bei dieser Fabel eine seltene Übereinstimmung im Detail; selbst der änderungslustige Anon. LBG. weiss dem Stoffe keine neue Seite abzugewinnen, und ähnlich steht es mit Walther. Er schildert den Hund in seiner Jugendkraft etwas ausführlicher und setzt an Stelle der Vorwürfe eine Behandlung mit der Peitsche (verberat); auch von dem Ruhm, den der Hund in seiner

Jugend genoss, und von der schmählichen, utilitaristischen Liebe, die nur so lange dauert, als sie sich bezahlt macht, ist ausführlich die Rede.

Der Pariser Isopet verzichtet gänzlich auf den einzelnen Fall, der den Zorn des Herrn ausbrechen lässt, der Bauer prügelt ohne besondern Anlass; allgemein gehaltene Erwägungen über selbstlose Liebe füllen den Rest der sehr farblosen Fabel. Ebenso ist die Kraft des Lyoner Paraphrasten bei dieser Fabel wie gelähmt — kein einziger hervorstechender Zug von Selbständigkeit. Relativ am besten gelungen ist immer noch der Walthertext; das hat offenbar der Erzpriester auch empfunden, denn in einem Masse, wie wir es noch nie beobachtet haben, folgt er dieser Vorlage.

Die Aufzählung Walthers von den Vorzügen des Hundes lässt unsern Erzpriester einen Blick werfen auf die Zeiten der ruhmvollen Vergangenheit, wenn der Windhund — Roizsche Spezialisierung! — ‚wie der Wind‘ den Hasen nachsetzte, stets mit Erfolg, und wenn er den Neid aller Bekannten seines Herrn weckte. Das rapide Abnehmen der Kräfte leitet der Erzpriester fein aus der Überanstrengung, der der Hund ausgesetzt wurde, ab, wodurch die Undankbarkeit noch schärfer beleuchtet wird. Der Herr konstatiert es zuerst bei einer Kaninchenjagd, bei der dem Hund eins entwischt. Prügel sind die Folge. In der vorwurfsvollen Antwort des Hundes findet man die ersten wörtlich aus Walther übernommenen Stellen:

Defendit senii culpam laus ampla iuventae
zu: Los bienes e los loores muchos de mancebés
Defienden la fraqueza, culpa de la viejés,

wo der für beide Sprachen auffällige Gebrauch von defender(e) im Sinne von ‚entschuldigen‘ schon etwas Gewalttames an sich hat. Die folgenden Parallelstellen stehen bei Walther noch in der Apologie des Hundes, dagegen beim Erzpriester unter den selbständig von ihm weitergeführten Gedanken. Eine Ausdehnung der Worte des Hundes bis hinter die dem Walther entstammenden Stellen ist nicht möglich, weil andauernd der Mensch als Subjekt erscheint, darum muss man sich wohlentschliessen, in der Verschachtelung einen kleinen Versuch Roiz' zu sehen, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Nullus amor durat, nisi fructus seruet amorem
zu: Non dando nin sirviendo el amor poco dura.
Weiter: Quilibet est tanti, munera quanta facit:
Bien quanto da el omen, en tanto es preçiado.
Und: Magnus eram, dum magna dedi
zu: Quando yo daba mucho, era mucho loado.
Und: Nunc < muscidus annis >
(var. dum)
Vileo, de veteri mencio nulla bono
zu: . . . só vil e despreçiado,
Non hay mención nin grado de servicio pasado.

Nicht so eng angelehnt, aber doch unverkennbar von Walther stark beeinflusst, sind folgende Stellen:

En amar al mançebo e a su lozania
 Et desechar al viejo et faserle peoria,
 Es torpedat e mengua e maldat e villania;
 En el viejo se loa su buena mançebia
 gegen: Si laudas quod eram, quod sum culpares protervum est,
 Si juvenem recipis, pellere turpe senem est.
 Ferner: Quien a mal ome sirve, siempre el sera mendigo:
 Se misere servire sciat, qui servit iniquo.

Ein so langes Parallelstellenverzeichnis konnte noch bei keiner der früheren Fabeln gegeben werden. Es beweist, dass das Interesse des Erzpriesters für diese Fabel ebensowenig angeregt wurde, wie das der andern Bearbeiter. Es kann sein, dass seine Gedanken bei der Abfassung der Fabel vom alten Hund schon vorausseilten zu der von der Land- und Stadtmaus, die nun folgt und die ein kleines Kabinettstück Roizscher Erzählungskunst geworden ist.

Fabel 16. Enxiemplo del mur de Monferrado e de Guadalaxara. Str. 1370 ff.

Der Inhalt der allzubekannten Fabel von der Stadt- und Landmaus braucht hier nicht gegeben zu werden, denn von grösseren Abweichungen kann nicht die Rede sein, die Einzelzüge aber werden praktischerweise erst nach der Untersuchung der Parallelversionen gegeben werden.

Solche liegen an folgenden Orten vor: Leyd. 13; Wiss. II, 1; Rom. I, 12; Oxf. 10; Walth. 12; Prosawalth. 11; W₁ 12, W₂ 11, Berl. 12; Flor. I, 12; Nil. I, 11; LBG. 11; Reimf. I, 11; Hexam. 9; Odo 38; Sheppey 48.

Der Leyd. unterscheidet sich durch grosse Einfachheit der Erzählung von dem Romuluszweig, man geht daher wohl nicht fehl in der Annahme, dass er den Phädrustext ziemlich genau widerspiegelt. Der mus urbanus wird von dem rusticus mit einer Eichel abgespeist, lässt dann den Freund in seinen Stadtkeller ein, der mit den schönsten Leckerbissen angefüllt ist. Plötzlich tritt der Küchenmeister ein — und schon ist die Stadtmaus in einem Loch verschwunden. Das Landmäuschen verlebt qualvolle Minuten intensiver Todesangst, bis der Störenfried gegangen ist. Der Aufforderung, es sich nun wieder gut schmecken zu lassen, vermag die ‚Unschuld vom Lande‘ nicht nachzukommen, ihr drängt sich die bange Frage auf die Lippen, ob der Mensch noch einmal wiederkehren könne. ‚Das allein ängstet Dich?‘ meint die Städterin, aber die Freundin zieht ihre in Ruhe verzehrten Eicheln vor.

Der Romulus erweitert nicht nur den Küchenezettel des mus agrarius um ein Gericht, die Gerste, sondern steigert entsprechend den Komfort

des Kellers der *domus honesta*, in den ihn der *urbanus* führt. Hernach findet bei ihm die Landmaus viel mehr Worte, um ihren Entschluss, fortzueilen in ihr Loch, zu rechtfertigen; sie droht geradezu mit der Mäusefalle und der Katze, ein Zug, der dem, auch sonst einfacheren, Weissenburger Text noch fremd ist. Die Erwähnung der Katze als einer beständigen Gefahr führt dann im Romulus von Oxford zur Ersetzung des Küchenmeisters durch den *Catus universa perlustrans*.

Der Nilantische Romulus zeichnet sich durch alle möglichen Weiterungen aus. Er begründet zunächst das Zusammentreffen der beiden Tiere durch eine Wanderung, die die Stadtmaus unternommen hat und deren Anstrengung sie zu erliegen drohte, wenn nicht die Landmaus sie mildtätig aufnahm und mit Nüssen, Eicheln, Gerstenkörnern und einfachem Wasser erquickte¹⁾. Beim Morgengrauen machen sie sich dann beide auf nach dem Wohnort der Stadtmaus, dem Keller, in dem sie nicht nur Speisen, sondern auch Getränke die Menge finden. Ein hässlicher und nicht zu ihr passender Zug kommt in das Wesen der Landmaus hinein dadurch, dass der Verfasser sie der Stadtmaus den Untergang in einer Falle oder in einem Katzenmagen wünschen lässt, durch Abänderung des Modus: *aut muscipulo tenearis aut captus a Cato comedaris*.

Der Anon. LBG. baut den Nilantischen Text noch viel weiter aus. Eine Maus wollte aus der Stadt, in der sie geboren und erzogen war, in eine andre übersiedeln. Nach langem Marsch kam sie erschöpft an einen Hain, erblickte ein Loch in einer Baumwurzel und schlüpfte hinein, um dort zu nächtigen. Der Bewohner dieses Loches aber war die Waldmaus (*mus silvestris*), die den Wanderer freundlich aufnahm, ja ihn aufforderte, den ganzen Winter bei ihr zu wohnen; ihre Vorräte, je ein Scheffel Gerste, Nüsse, Eicheln und Wasser genug erlaubten ihr diese Gastfreiheit. Aber auf die Dauer war die Stadtmaus nicht zufrieden mit der engen Behausung und wenig schmackhaften Kost, sie schwärmte daher ihrem Wirte so lange von den Bequemlichkeiten des Stadtlebens vor, bis dieser sich entschloss, mit ihr in die Stadt zu ziehen. Als die beiden angekommen sind, führt die einheimische Maus ihren Gast auf die Speicher, Kornböden, in Keller und Mühlen. Beim Mahl auf dem Kornboden schwört der Fremdling hoch und teuer, er werde nie in seinen Wald zurückkehren, da tritt der Hausherr ein! Flucht und Sinnesänderung der Waldmaus, die nun nur noch für die Gefahren der Stadt ein Auge hat und bei deren Aufzählung des Wiesels nicht vergisst. Das Auftreten dieses, in die Stadtumgebung nicht recht hineinpassenden Tieres, das aber der Waldmaus als besonders furchtbar be-

1) Der Ähnlichkeit mit der Vorgeschichte unserer 12. Fabel bei demselben Verf. wurde schon gedacht.

kannt ist, ist vielleicht vermittelt durch die Bekanntschaft des Sammlers mit der Romulusfabel II, 20 (bei ihm Nr. 95), die das Verhältnis des Wiesels und der Mäuse behandelt¹⁾.

Odo und Sheppey haben eine ziemlich veränderte Fabel geschaffen. Sie geben ein Zwiegespräch der Mäuse über ihre Diät. Als die Hausmaus (*m. domestica*) von den harten Bohnen, den trockenen Getreidekörnern hört, lädt sie die Wald- (resp. Feld-) Maus zu einem Frühstück ein, das aus den von Menschen weggeworfenen Krumen besteht. Als die Gastfreundin eine solche erhascht hat, sieht sie sich plötzlich von der Katze verfolgt. Auf ihre entsetzte Frage, ob sie immer einen solchen Genossen habe, erwidert die Städterin ruhig, dass er ihr Vater und Mutter aufgefressen habe. Als ihre gewöhnlichen Gerichte erwähnt sie: Weissbrot, Fleisch, Käse, Butter.

Walther Anglicus bringt natürlich die ganze Begründung des Zusammentreffens der beiden Mäuse nicht, ist überhaupt ziemlich sparsam in der Verwendung ausschmückender Mittel. Als bedeutungsvoll seien die Züge hervorgehoben, dass sich die Landmaus in ihrer Angst an die glatte Wand anschmiegt, und der, dass gar nicht gesagt wird, wer eigentlich hereintritt, wodurch der Phantasie der Übersetzer freier Spielraum gelassen wurde. Das andre, was Walther bringt, gehört zum Detail.

In dem Pariser Isopet wird dem harmonisch verlaufenden Zusammensein der Mäuse ein Ziel gesetzt durch die Aufzehrung der Wintervorräte, die aus den Worten Walthers: *Facto fine cibis* herausgedeutet werden konnte. Der majordomus macht dem Zusammensein in dem Hause der borjoise, wie die Stadtmaus sinnig bezeichnet wird, ein Ende; die Fremde krallt sich mit ihren Nägeln an die Wand.

Bei dem Lyoner Übersetzer begegnet uns eine aus dem Zusammenhang konstruierte Vorgeschichte, wie er sie liebt, die sich mit denen der früheren Sammlungen berührt, aber natürlich spontan entstanden ist. Die Maus ist des langen Aufenthaltes in der Stadt überdrüssig, sie sehnt sich „zurück zur Natur“, um ihren gesunden Appetit wiederzugewinnen. Auf diesem „Erholungsausflug“ trifft sie die Feldmaus, die sie zu Gerste, Bohnen, Getreide einlädt. Der Störenfried der lukullischen Freuden des Kellers ist der Pförtner.

Gleich die ersten Worte, mit denen der Erzpriester seine Darstellung eröffnet, zeigen seine Überlegenheit über alle genannten Darsteller²⁾.

1) Bemerkenswert ist übrigens, dass Marie de France das gänzlich sinnlose *oisels* hat — ein neuer Einwand gegen Malls Behauptung, dass LBG. die Marie übersetzt und sich sonst allenfalls an den Nil. gewandt habe.

2) Als leidlich originell mag noch die Version des Renart le Contrefait angegeben sein. In epischer Weise gibt sie zunächst eine Charakteristik der beiden Tiere und ihrer Lebensweise. Die Stadtmaus ist stolz und hochfahrend,

Die Maus von Guadalaxara war, an einem Montag, früh aufgestanden, um nach Monferrado zum Wochenmarkt zu gehen. Eine Maus mit ungeschorenem Bart — war langes Haar das Zeichen des Bauern oder soll dieser Zug die Biederkeit der Maus unterstreichen (vgl. *barbas honradas*)? — forderte sie zum Frühstück auf und servierte ihr eine Bohne. Das Beste an dem Imbiss war das freundliche Gesicht, mit dem er gereicht wurde. Dieser etwas schwülstige Ausdruck stammt aus dem Walther:

In mensa tenui satis est immensa voluntas,
 Nobilitat viles frons generosa dapes
 zu: Estaba en mesa pobre buen gesto e buena cara
 Con la poca vianda buena volundat para.

Nach Beendigung der Mahlzeit will sich natürlich die Stadtmaus ‚revanchieren‘, und es wird gleich der Dienstag ausgemacht. Wie wir den Erzpriester kennen, werden wir von vorneherein erwarten, dass er nicht einfach den Begriff *viande* (bezw. *cibi*, *fercula*) herübernehmen, sondern einzeln aufzählen wird, was einen Mäusemagen reizen kann: Käse, Speck, der nicht gepökelt ist, Schmeer, Brot, und das alles ist ohne Einschränkung zu ihrer Verfügung! Über schöne linnene Tischttücher springt die fremde an einen Mehlsack. Zu all den materiellen Genüssen aber kommt noch das freundlich aufmunternde Gesicht des Gastgebers, wie es der Gast verlangen muss, soll er ganz zufrieden sein. Auch diesen salbungsvollen Gemeinplatz hat sich Roiz aus Walther geholt:

Emendat conditque cibos clemencia vultus
 Convivam saciat plus dape frontis honor:
 Et demas buen talente huesped esto demanda
 und: Alegria, buen rostro con todo esto se llega.

Als die Tierchen assen und müssig umherlagen, kreischte auf einmal die Tür, und die Hausherrin trat herein. Auch an dem, bei ihm allein vorkommenden, weiblichen Störenfried zeigt sich noch, dass der Erzpriester lieber dem Walther als dem Lyoner Anon. folgte. Im folgenden freilich wird es anders. Die Darstellung der Aufregung des *aldeano* stimmt genau zu dem frz. Text:

Mur de Guadalaxara entró en su forado,
 El huesped acá e allá fuía deserrado
 zu: La privée (qu'an ere aprise)
 En sa doiere s'est tost mise.
 L'autre
 Cort cai, cort lai, ne set ou fuire.

sie lässt sich gar nicht herab, die Vorräte der Maus zu kosten. Bezeichnend ist auch das Auftreten der Katze unter dem Namen des *frère Thiebert* und in der Funktion des *Guardians*.

Für die aufs neue einsetzenden Gemeinplätze häufen sich wieder die Parallelen zu Walther:

Este manjar es dulce, sabe como la miel:
 haec sapit esca favum.
 und: Certe viande es sauree,
 Suer, si como bresche emmelee.
 Venino yas en el
 zu: . . . latet hoc in melle venenum
 und: En cel miez ai venin sanz dote.
 Al ome con el miedo nonl sabe dulce cosa
 zu: Felicitumque metu non puto dulce bonum.
 und: Con miedo de la muerte la miel non es sabrosa.
 zu: Non est sollicito dulcis in ore favus (Lyoner Wa: cibus).

Hier ist der Erzpriester so im, man kann nicht anders sagen als Salbadern, dass er ganz vergisst, dass er die Worte der Maus in den Mund legt, also sie nicht von dem ‚ome con el miedo‘ reden lassen dürfte. In der Weiterführung definiert die Maus noch genauer, was ihr alles Sorge macht, und erwähnt ausser den Tritten der Menschen auch die Krallen der Katzen, ein Zug, den der Erzpriester nicht in seinen Vorlagen fand, den er aber leicht hinzutun konnte. Die Gründe für die Rückkehr aufs Land sind wörtlich dieselben wie bei Walther:

La pobredat alegre es segura noblesa:
 Pauperies si leta venit, tutissima res est.

Auch bei dieser Fabel ist das Parallelenregister wieder ausserordentlich lang, und manche der Waltherschen Sentenzen würden wir gern entbehren; trotzdem wird man der ganzen Darstellung eine entzückende Lebensfrische nicht wohl bestreiten können.

Fabel 17. Enxiemplo del gallo que falló el zafir en el muladar. Str 1387 ff.

Roiz: Auf dem Misthaufen stolziert ein lustiger Hahn und scharrt, in der Morgenfrische, nach Herzenslust. Plötzlich entdeckt er mit Erstaunen einen Saphir. ‚Ach, hätte ich doch Trauben oder ein Körnchen Getreide statt Deiner, ja statt hundert solcher Dinger wie Du in der Hand!‘ Der Edelstein wirft dem Hahn seine Ungebildetheit vor und träumt sich in den Gedanken hinein, dass ihn ein Kenner gefunden hätte, der ihn zu neuem, funkelndem Leben erwecken könnte.

Die Fabel kennen wir als die erste in den folgenden Sammlungen: Leyd., Rom., Oxf., Mon., Walth., Prosaw., Flor., Nil., LBG., Reimf., Hexam., ein Punkt, der unten des Näheren behandelt wird; bei Phädrus, dem Wiss. und Wiener Rom. steht der Apolog an beliebiger Stelle: III, 12; V, 6 u. 7; W₁ 2, W₂ 18, Berl. 1.

Phädrus: Ein Hühnchen findet eine Perle auf dem Misthaufen. Es sieht ein, an welch unwürdigem Ort der kostbare Gegenstand liegt,

und weiss, dass der richtige Finder ihm wohl den früheren Glanz zurückgeben könnte. So aber können sie sich gegenseitig nichts nützen, denn ihm, dem Huhn, wäre natürlich mit etwas Essbarem viel besser gedient. Phädrus setzt hinzu, dass er diese Fabel auf die dichte, die ihn nicht verstünden.

Dieser letzten Wendung hat es die Fabel offenbar zu danken, wenn sie mit solcher Vorliebe und schon in so früher Zeit an die erste Stelle in den Phädrusnachahmungen gesetzt wurde. Den Zusammenhang lässt am deutlichsten der Weissenburger Romulus ahnen. Dort steht nämlich unsere Fabel nach den eigentlichen Apologen, an der Stelle, wo der Verf. den Prolog ad Rufum u. a. ä. bringt, und es geht ihr etwas andres, das eigentlich keine Fabel ist, sondern nur eine Überleitung, voraus. Diese Pseudofabel ist überschrieben *de legentibus Aesopi* (sc. *fabulas*) und findet sich nur im Wiss. (Anklänge an den Epilog des Rom. Magistro Rufo Aesopus), ihr Inhalt ist aber im wesentlichen derselbe wie der des Prologus zum 1. Phädrusbuch. *Induxi non loquentes huma(ne) posse loqui bestias, comparatione esse tibi:*

Calumniari siquis autem voluerit,

Quod arbores loquantur, non tantum ferae . . .

Von der doppelten Mitgift, die Phädrus in Aussicht stellt, ebenda: *Duplex libelli dos est*, von dem Lernen und Lachen, führt die Weissenb. ‚Vorrede‘ (eben *de legentibus Aesopi*) scheinbar nur die zweite aus: *currat solutus animus . . . interest enim risus tibi*, aber bei genauerer Betrachtung kommt auch das Lernen nicht zu kurz. Dem Zwecke, seine Bedeutung ins rechte Licht zu setzen, dient nämlich die ganze nun folgende, echte Fabel (*De cappone et gemma*), sie ist aufzufassen als eine vom Verfasser beabsichtigte Mahnung, die Fabeln nicht nur zu belachen, sondern auch zu erfassen und zu nutzen. Diese nicht ungeschickte Verwendung einer Phädrusfabel im Sinne des Phädrischen Prologos wird man dem Verf. des Aesopus ad Rufum zuschreiben müssen, bei ihm stand natürlich das, was wir jetzt als Wiss. V, 6, 7 lesen, am Anfang seiner Kompilation. Der Romulus glaubte mit Rücksicht auf seine mit Pseudogelehrsamkeit befrachtete Vorrede das *de legentibus Aesopi* entbehren zu können, behielt aber die Stellung der Fabel am Anfang bei, und ihm folgten ja dann fast alle Sammlungen. Bemerkenswert ist es, dass aber auch die *Fabulae antiquae* der Hahn-Edelsteinfabel die erste Stelle zuweisen. Sieht es nicht auch hier wiederum so aus, als beständen gewisse, bisher unkontrollierbare Fäden zwischen dem Aesopus ad Rufum und Ademar? (vgl. Fabel 5, p. 628).

Zu dieser Ansicht fühlt man sich noch mehr gedrängt, wenn man bei der Fabel die Texteinzelheiten prüft. Wiederholt gehen nämlich Leyd. und Rom. zusammen gegen den Weissenburger Text und den Phädrus selbst, z. B. Leyd. *Si te cupidus invenisset, cum gaudio*

rapuisset (Rom. Te si . . . , quo gaudio rapuisset): Weiss. Te si cupidus (sic!) invenisset, redires ad splendorem. . . . (Phaedr. ebenfalls ohne rapuisset), oder Optima (Rom. Bona) res, in sterquilinio (Rom. stercore)iaces: Wiss. Quare in sterquilinio iaces? (Wichtig der Fragesatz!) Ein letzter Beweis für die Verwandtschaft der Weissenburger Lesarten mit denen des Phädrus, die so vorzüglich zu den obigen Vermutungen über die Vorrede stimmt, wird durch die Moral gegeben. Sie lautet bei Romulus:

Hec illis aesopus narrat qui non intelligunt.

Im Weissenburger Cod.:

Haec tibi esopus narrat, qui me non intelligis.

Im Phädrus:

Hoc illis narro qui me non intellegunt.

Wer sieht nicht sofort, dass die Weissenburger Lesart noch das me des Phädrus bewahrt und nur durch Kontamination zu ihrer unklaren, dem Romulus angenäherten Moral gekommen ist?

Walther füllt seine fünf Disticha mit Anstand aus, viel Anregung zum Selbstschaffen bietet ja diese Fabel nicht. Er spricht von dem os rigidum des Hahnes (= Schnabel), das eigentümlich missdeutet wird (s. u.), bezeichnet den eventuellen Fund von Nahrungsmitteln geziert als messis und legt dem Hahn die philosophischen Worte in den Mund: plus amo cara minus. An dieser Stelle aber ging der Schreiber unseres Lyoner Walther nicht mehr mit, er kehrte auf den Boden der ‚Hahnenrealität‘ zurück und schrieb: plus amo grana nimis, was freilich vom Standpunkt des lateinischen Sprachgefühles einigermaßen anfechtbar ist. Der Edelstein ist bei Walther ein Jaspis, vielleicht weil margarita schwer metrisch unterzubringen war.

Der Lyoner Paraphrast wusste sich bei dieser Fabel nicht Rat, er folgte genau seinem Vorbild, ausser in einer Moral, die ganz dieselben Gedanken, wie wir sie beim Aesopus ad Rufum begreiflich finden würden, zum Ausdruck bringt:

Ensic quier un prouerbe fin
Es autres fables en la fin
Et pense bien dou retenir,
Quar grant profit t'an puet venir.

Der Beginn der Roizschen Fabel mit seiner Zeitbestimmung mañana con el frio ist, obwohl der Verf. natürlich die Fixierung sehr wohl von selbst vorgenommen haben kann, vielleicht doch von der lateinischen Fassung etwas beeinflusst, indem das ore frigido (s. o.) als (h)orae frigido gedeutet wurde. Wie dem auch sei, es passt vorzüglich in die Fabel hinein. Der scharrende Hahn stösst auf einen bearbeiteten Saphir; es war dem Erzpriester noch nicht genug den Namen zu ändern (das tat der Isopet I auch, Smaragd für Jaspis), er steigerte auch seine

Vornehmheit. Ferner lässt Roiz den Edelstein auf die unwilligen Äusserungen des Hahnes selbst antworten, wodurch seine Gedanken über die unwürdige Lage, in die er geraten ist, viel wirkungsvoller zum Ausdruck kommen, weil der Leser ihnen eine gewisse schmerzliche Resignation anmerkt, die sie im Munde des Hahnes nie haben könnten. Dass der Stein den Hahn, nicht gerade höflich, mit ‚Du gemeiner Kerl‘ anredet, wird man ihm, mit Rücksicht auf die soeben kundgegebene Wertschätzung ‚lieber ein Körnchen Weizen, als hundert Deinesgleichen‘ zugute halten. Dass die Nennung der begehrten Körner uns zwangsweise in die Lyoner Sippe führt (*amo grana nimis*), braucht kaum mehr erwähnt zu werden. Ihr verdankt unsere Fassung auch die wirkungsvolle Doppelsetzung von fallar:

Si a mi hoy fallase quien fallar mi debia

zu: Si tibi nunc esset qui debuit esse repertor,

nur dass das zweimalige fallar noch kräftiger ist als das doppelte verbum subst. Die copla 1390:

Viele haben ein Buch zur Hand und lesen darin,
ohne dass sie wissen, was sie lesen, noch es verstehen können,
sie besitzen etwas Schätzbares,
ohne ihm die gebührende Ehre zu erweisen,

drückt dasselbe aus, was schon den alten Kompilator, den Vater des Wiss. und Rom., veranlasste, die Hahn-Edelsteinfabel an den Anfang zu stellen, den Gedanken, dass viele Leser nicht die Kraft haben, den Wert des ihnen in den Fabeln Gebotenen zu würdigen und zu nützen, dass also die Perlen vor die Säue, oder, um im Bilde zu bleiben, vor den Hahn geworfen werden. Es ist klar, dass Roiz auf diesen Gedanken aus sich kommen konnte, immerhin fällt er so aus dem Rahmen heraus, steht an so eigenartiger Stelle und unabhängig von der eigentlichen Moral: A quien da Dios ventura e non la quiere tomar — — — haya mucha laseria, dass man unwillkürlich an literarische Beeinflussung denkt. Da bietet sich denn als Anstossgeber mühelos der Schluss des Lyoner Paraphrasten, den ich oben zitiert habe. Dessen Ermahnung hat der Erzpriester nur ins Negative verkehrt, statt des:

Lest die Fabeln mit Vorstand! sagt er: Leider lesen so wenige mein Buch mit Verstand!

Fabel 18. Enxiemplo del amo e del blanchete. Str. 1401ff.

Roiz: Ein Schosshündchen spielte mit seiner Herrin, leckte ihr schmeichelnd das Antlitz, lief auf den Hinterbeinen und empfing als Lohn dafür von ihr und allen Gefährtinnen Leckerbissen jeder Art. Ein Esel sah das tagtäglich mit an und, da er von seiner grösseren Nützlichkeit durchaus überzeugt sein durfte, so beschloss er, einmal dasselbe zu versuchen. Schreiend verliess er den Stall, machte aller-

hand Hanswurstereien, eilte zu der Terrasse, wo die Dame sass, und legte ihr seine Vorderbeine in den Schoss. Um Hilfe schreien und einen Hagel von Prügeln auf das Grautier herabbeschwören, war das Werk eines Augenblicks.

Die Fabel ist ausserordentlich verbreitet in unseren Mss.: Leyd. 17; Wiss. H, 10; Rom. I, 16; Oxf. 15; Mon. 11; Bern. II. 46; Vinc. 8 (13); Walth. 17; Prosaw. 15; Neck. 5; W₁ 17, W₂ 16, Berl. 17; Flor. I, 17; Nil. I, 16; LBG. 16; Reimf. I, 16; Hexam. 14; Bern. I. 7; Odo 69; Sheppei 31.

Leyd.: Ein Esel musste es Tag für Tag mit ansehen, wie ein Hündchen seinem Herrn schmeichelte und dafür bei Tisch gefüttert und von der Dienerschaft beschenkt wurde. 'Wenn der Herr und alle Hausgenossen einen solch schmutzigen Köter so lieben, so werden sie mich, der ich doch viel besser und lobenswerter und sehr nützlich bin, ferner nur aus 'heiligen Quellen' (s. u.) trinke und mich mit sauberer Speise nähre, wenn ich mich ihnen ebenso willfährig erweise, erst recht ein besseres Leben führen lassen. Während der Esel solches sann, trat sein Herr ein. Brüllend lief er ihm entgegen, legte ihm beide Vorderbeine auf die Schultern, beleckte ihm das Gesicht und zerriss den Rock mit seinen Hufen. Der Last kaum gewachsen, rief der Herr um Hilfe, und seine Diener drangen mit Knütteln und Steinen auf das Tier ein; ganz zerschunden, mit gebrochenen Kreuz, blieb er halbtot vor der Weghecke liegen.

Die Abweichungen der Weissenburger und Romulusfassung sind gering. Eigenartig ist in zwei Versionen (Leyd. Rom.) das (aqua[ex]) sanctis fontibus (Leyd. Var. aquo scis fontibus, beweist die Unverständlichkeit), als Ausdruck für lauterer Quellwasser. Der Esel will mit ihm ebenso wie mit dem cibus mundus sein naturgemässes, von der Kultur unverdorbenes Leben als rühmend wert hinstellen, wie namentlich aus dem Vincentius Bellovacensis hervorgeht. Dieser, der doch sonst dem Romulus so nahe steht, hat an der schwierigen Stelle durch Weglassen des sanctis einen ohne weiteres verständlichen Sinn (aquis e fontibus) geschaffen, obwohl offenbar im Ur-Romulus (ex) sanctis fontibus stand, wie aus den Lesarten des Weissenburger, Wiener und Flor. Romulus zu schliessen ist. Der Nilantii, der immer dafür ist, sicher zu gehen, hielt eine Verdeutlichung des Sinnes durch die Besserung nitidioribus potibus für angebracht.

In dem Text des Anon. LBG. erblickt der Esel seinen Vorzug allein in seiner Grösse, womit dieser Text von dem Vorbild des Nilantischen abtrübt. Um das Benehmen des Hündchens nachahmen zu können, macht das Grautier eifrige Studien. Eines Tages stürzt es auf seinen Herrn zu, springt auf ihn, bewegt das caput auritum und den Schwanz, ganz wie das Hündchen.

Jede Begründung für das ungewohnte Tun des Esels fehlt bei Odo. Ein Hausvater — sofort wird man an die Parabeln der Bibel erinnert — hielt Hunde, die stets, wenn er heimkehrte, ihn begrüßten und ihm mit ihren Füßen und ihren Mäulern Willkommen boten. Den Esel, der das gleiche versuchen wollte, vergleicht Odo den Priestern der Welt.

Die Ungerechtigkeit, die darin liegt, dass der nützliche Esel durch das, was er einbringt (*fructu*) nicht soviel wert sein soll, wie der Hund durch seine geselligen Talente, wird im Walther besonders aufs Korn genommen. Um auch durch sein Spiel zu gefallen, steigt er mit den Vorderfüßen seinem Herrn auf die Schultern und brüllt ihm ins Ohr. Auf einen Wink des Herrn fliegt die Dienerschar herbei:

Lyoner Walth. Clamat herus: fer opem! subito volat ordo clientum (gew. Lesart: Cl. h., vult clamor opem, subit ordo clientum).

Der Pariser Isopet benennt den Esel mit seinem Namen aus dem Reinhardtroman: Messires Bernart l'archiprestre, was eigentlich zu der Fabel wenig passt, ausserdem bezeichnet er ihn wegen seiner musikalischen Bemühungen als *jongleur*.

Der Lyoner Paraphrast hebt die berechtigte Wertschätzung des Esels sehr hervor, so sehr, dass dadurch eigentlich die Fabel zerstört wird, indem unsere Sympathie zu sehr für den armen, ausgenützten Esel und gegen das verzärtelte, nichtsnutzige Hündchen Partei ergreift. Die Zahl der Koseversuche ist seit Walther sehr eingeschränkt, es bleiben nur das Singen und die ‚Akkolade‘ übrig gegenüber den zahlreichen Liebesbezeugungen der alten Sammlungen.

Wir müssen uns zu Roiz wenden, um ihre alte Zahl wiederhergestellt, ja erweitert zu sehen. Das zunächst bei ihm ins Auge Fallende ist die Geschlechtsänderung der menschlichen Hauptperson: aus dem dominus (*erus*) ist eine señora geworden. Der Grund dafür ist leicht aus dem Zusammenhange zu ersehen. Die Kupplerin *Trotaconventos* spricht den Zweck der Fabel der doña Garoza direkt aus:

No me contesca como al asno contesció con el blanchete.

Sie selbst ist also der Esel, da sie sich auf ein Gebiet wagt, das ihr eigentlich verschlossen ist, derjenige, der sie missverstehen kann, ist doña Garoza, folglich muss auch in der Fabel ein weibliches Wesen die Gegenspielerin des asno sein. Man muss gestehen, dass der Zwang des Zusammenhanges sich hier als ein heilsamer erweist, denn die Vorstellung des Schosshundes erfordert eigentlich ein weibliches Wesen. Das an keine Zeit gebundene Spielen mit ihm — der Pariser Isopet u. a. setzen für dominus dives ein, ein Begriff, der den der unbeschränkten Musse mit einschliesst —, die Zärtlichkeit, die Freigebigkeit mit Leckerbissen, das alles passt besser zu einem Boudoir (*estrado*)

und seinen Bewohnerinnen. Die Schäkereien des Hündchens passen meist zu Walthers Worten:

Murmuris et caudae studio (testatur amorem)
Nunc lingua catulus, nunc pede calcatur herum:
Ladrando e con la coda mucho lo fallagaba
Con su lengua e boca las manos le besaba.

Das pede calcatur ist weggelassen, man sieht, mit Rücksicht auf die ganze Ökonomie der Fabel. Roiz nimmt bereits hier Bezug auf die (spätere) Umarmung, mit der der Esel seinen Herrn beglückt, welche gegenüber einer Vertreterin des schwächeren Geschlechts nicht am Platze war, bricht doch der dominus schon beinahe unter der Last zusammen. Infolgedessen ersetzte er schon hier das pede calcatur durch das so ganz in den Rahmen des Damenimmers hineinpassende las manos le besaba. Selbst das oben eingeklammerte testatur amorem trägt der Erzpriester gewissenhaft nach:

Demostraba en todo grand amor que la amaba.

Eine zweite regressive, von dem späteren Benehmen des Esels übertragene Neuerung ist das Aufzweibeinenlaufen des Hündchens. Die Einführung der Hausgenossen der Dame — nicht bloss ihrer Gespielinnen — mit todos erinnert wörtlich an den Lyoner Paraphrasten:

Tomaban con el todos solas e plaseria:
Chescuns de toute la maignie
Joie au chien et fait cortoisie,

ja, mit Rücksicht auf den span. Text könnte man Foersterns Behauptung (a. a. O. p. 115, zu v. 862), dass ioie als subst. gefühlt worden sei, noch wahrscheinlicher finden; wenigstens hat Roiz es so gefasst. Weiter knurrt der asno de mal seso (asinus inhers, aber näher li asnes a la fole teste), wie bei dem Lyoner Dichter, zwischen den Zähnen (entre los dientes: danz¹⁾) soi, im Walther nichts dergl.), er diene seiner Herrin und den Ihren besser als tausend Schosshündchen:

Yo mas con provecho sirvo:
Je puis, dit-il, mout miez servir
et plus grant loier desservir.

Die Worte utile tergum (vgl. en mi espinaso) geben dem Erzpriester den Anstoss zu der hübschen Schilderung von den Pflichten des Esels: Holz schleppen und Mehl aus der Wassermühle holen. — Mit dem geilen J—ah! des Beschälesels nähert er sich der sitzenden Dame und legt ihr, unter unzüchtigen Geberden, seine Vorderbeine in den Schoß, die frei sind, weil er auf den Hinterbeinen marschiert, wie er es von dem blanchete gelernt hat. Auf das Geschrei der Herrin eilen Knechte

1) Franz. danz natürlich gleich dans, aber von Roiz missverstanden, gleich 'dientes', ein wichtiger Punkt für den Nachweis einer Abhängigkeit (Appel).

herbei und fallen mit Steinen und Keulen über den Angreifer her, bis sie die Knüttel in Stücke geschlagen haben. Mit der Zusammenstellung Knüttel und Steine nimmt der Erzpriester unbewusst eine alte Fassung wieder auf (s. Leyd.). — Die Moral:

Lo que Dios e natura han vedado e negado,
De lo faser el cuerdo no debe ser osado vgl. mit:
Quod natura negat, nemo feliciter audet und
Fols est qui a ce s'abandone
Que sa nature ne li done.

Es ertübrigt noch, einen Blick auf Neckam und seinen Übersetzer, den Isopet II zu werfen, die diese Fabel wieder einmal behandelt haben. Besonders der Paraphrast weiss uns das Benehmen des Esels durchaus begreiflich zu machen, indem er ihn, während er selbst nicht einmal satt Disteln zu fressen bekommt, zusehen lässt, wie der Hund zum Dank für sein Schmeicheln von dem Herrn und der Herrin (selbständige Zutat!) geliebkost und gefüttert wird. Die Gewalttaten des Esels und demgemäss seine Strafe fallen viel härter aus, dafür dass er ‚dem Hündchen ins Handwerk pfuschen wollte‘. Die strophisch gegliederte Fabel (VIII, aabccb, mit Ausnahme der zweiten Strophe) verrät entschiedenes Gestaltungstalent, denn das wenigste hat ihr Verf. dem Neckam zu danken.

Fabel 19. Enxiemplo del león e del mur. Str. 1425 ff.

Roiz: Ein brauner Löwe hatte seine Höhle in den kalten Bergen, um sie herum spielte eine flinke Mäuseschar und weckte den Löwen auf. Der Löwe erwischte eine der Übeltäterinnen und wollte sie töten, aber das Mäuschen wusste sein Ehrgefühl so zu wecken, dass er sich schämte, seine Absicht auszuführen. Auf der Jagd geriet der Löwe in Fallstricke und konnte sich nicht befreien. Auf sein Klagegebrüll eilte das Mäuschen herbei, um das Garn zu zernagen und sich so seinerseits erkenntlich zu zeigen für die frühere Grossmut des Löwen.

Die Fabel folgt in allen Sammlungen (mit Ausnahme des Bern. II [Nr. 5], des Mon. [Nr. 14] und des Neckam [Nr. 41]) unmittelbar auf die vorige, ich brauche darum die Stellen nicht einzeln anzugeben. Bei Odo und Sheppey fehlt sie ganz.

In der Fassung Ademars geschieht das Erwecken dadurch, dass eine Maus über den schlafenden Löwen hinläuft, unabsichtlich natürlich; mit ihrem Versehen entschuldigt die Maus ihr Vergehen, und der Löwe macht sich selbst klar, dass es ein Verbrechen, keine Ehre wäre, das kleine Tier zu zerreißen. Einige Tage später fällt er in eine Fallgrube. Die dankbare Maus besieht die Bindungen, zernagt die Sehnen und löst die Mechanik der Maschine. Nach den Ausdrücken Ademars kann man nur annehmen, dass er eine Vorrichtung im Auge hatte, die das sie betretende Tier unter sich begrub, also nicht eine

Fallgrube im eigentlichen Sinne, die durch ihre Tiefe ein Entkommen verhinderte. In dem Falle hätte die Hilfe des Mäuschens nichts genützt.

Im Romulus tritt eine neue Entschuldigung der Maus hervor, die aber in ihrer verstümmelten Form keinen Sinn gibt. Auch die Herstellungen der einzelnen Hss., deren Sinn darauf hinausläuft, dass die Maus, als einzige unter ihren ebenso schuldigen Mitschwestern, ihren Fehltritt offen eingesteht, befriedigen inhaltlich nicht, denn ihr Eingeständnis ist doch zu wenig freiwillig. Trotzdem muss dieser Zug wohl alt sein, wenn auch nicht dem Phädrus (wenn dieser, wie es doch wahrscheinlich ist, die Fabel behandelt hat, s. a. p. 628 Anm.) entstammend, weil er bei Ademar fehlt.

Die Unklarheit am Schluss, wie nun eigentlich die Rettung bewerkstelligt wird, führt den Oxforder Romulus — der übrigens, nach seiner Gewohnheit, ihm Unklares zu streichen, die obigen Mausentschuldigungen ganz weglässt¹⁾ — zu einer unbewussten, glücklichen Bereicherung des Bildes. Durch die Erwähnung der nervi der Maschine ist er im Banne medizinischer termini und setzt darum prompt zweimal artus statt artis. Die Vorstellung der Gelenke einer Maschine ist ganz ansprechend.

Im Grunde ist es auch die Unklarheit an eben derselben Stelle, die den Nilantii zu seiner ganz neuen Fassung treibt. Zu Anfang der Fabel setzt der Löwe der Maus celeri cursu und wütend nach, erst die Selbstlosigkeit der Maus, die in freimütigem Bekenntnis auf sich ganz allein die Schuld nimmt — dieselbe Unklarheit wie oben! —, macht Eindruck auf ihn. Bedeutungsvoller sind aber die Änderungen des 2. Teiles der Fabel. Der Löwe fällt in einen Brunnen. Die Maus überlegt alle Kniffe und ligaturas (Bindungen) — hier ohne Sinn, einfach aus der Vorlage herübergenommen —, die zur Rettung führen könnten. Sie erkennt, dass man den ‚See‘ mit Erde zuschütten müsse und ruft zu diesem Zwecke die Scharen ihrer Verwandten herbei. Der Löwe beteiligt sich auch an der Arbeit. Die an sich entsetzlich unwahrscheinliche Rettungsaktion des Nilantii liesse man sich noch gefallen, wenn sie einheitlich durchgeführt wäre. Aber auf einmal taucht wieder das Gerüst um den See auf, mit dem die Menschen den Tieren nachstellen, und das es zu lockern gilt. Es ist dem Nilantii also auch nicht gelungen, die alte Unklarheit zu beseitigen, dazu ist der Versuch zu zaghaft. —

Was nun aber aus einer unverständlichen Fabel werden kann, wenn sie auch noch unter dem Zwange des Metrums zu ‚leiden‘ hat, lehren die Reimfabeln. Hier zeigt sich die Lächerlichkeit in der

1) Ebenso hilft sich der zweite Wiener Cod.

Potenz, indem die Mäuse aus der Stadt Fäden holen, um aus ihnen Seile zu knüpfen und so den Löwen aus dem Brunnen herauszuheben!

Im *Dérivé complet* gibt das Mäuschen, weil es ja durch seine Körperkraft keine Hilfe leisten kann, den klugen Rat, in der Fallgrube (*fovea*, nicht *puteus*) mit der Tatze die Erde an einer Stelle aufzuschichten, um so einen sicheren und dem Rande näher liegenden Absprung zu gewinnen. Übrigens schimmert doch auch hier der *Nilantii* durch: *saliendo ‚lacum‘ superare poteris*. Einzelne Details, wie die Entschuldigung der Übeltäterin, ‚sie habe auch immer Pech‘, ihre Neugierde, die sie auf das Gebrüll des Löwen herannahen lässt, und nicht zum wenigsten die im ganzen einheitlich konzipierte Rettung machen die Fabel des Anon. LBG. zu einer der lesbarsten Fassungen.

Gemäss seiner Neigung zum Gemeinplatz nimmt bei Walther die Rücksichtnahme auf die Ehre des Löwen den Hauptraum ein, von 11 Distichen entfallen 5 darauf. Einen Tag nach der Begnadigung der Maus fällt der Löwe in ein Netz¹⁾, aus dem er sich nicht befreien kann; die herbeigeeilte Maus zernagt die Bande. Bei Walther also sehen wir endlich eine einfache Vorstellung, die die Schwierigkeit, welche die *fovea*-Auffassung mit sich bringt, löst, die vom Jägernetz, die Alleinherrschaft übernehmen.

Der *Isopet I* malt die ersten Worte Walthers, von dem kühlen Walde, der dem schlummernden Löwen Kühlung beut, recht hübsch aus, indem er davon erzählt, wie der Löwe vorher unter der Sommerhitze gelitten hatte. Aus dem *Lyoner Anon.* müssen zwei Wortspiele herausgehoben werden; am Schluss:

Car mainte foiz puet despaichier
Tel qui ne porroit empaichier

und besonders *roy* = *rete* und *roy* = *rex*:

L'andemain fut eil pris a roy
Qui sus bestes a non de roy.

Alle wesentlichen Züge seiner Darstellung fand Roiz im Walther beisammen, er änderte aber insofern nicht unwesentlich, als er die ganze Auseinandersetzung über die Ehre des Löwen wirkungsvoll der Maus in den Mund legte; vgl. dasselbe Kunstmittel bei der Hahn-Edelsteinfabel. Die *frigida silva* Walthers erkennen wir wieder in der *frida montaña* des Erzpriesters; sie bildet nicht nur den vorübergehenden, sondern den dauernden Aufenthaltsort des braunen Löwen, denn seine unterirdische Höhle liegt in ihr. Die Mäuse wecken den Löwen durch ihr Lärmen auf, — davon weiss Walther nichts, wohl die Übersetzung:

La noise lo lion esuoille.

1) Zu dieser einfachsten Vorstellung sind nur noch der *Bern. II* (*funes*) und *Neckam* (*laqueum*) durchgedrungen.

Ebenso gehen Roiz und Lyoner Anon. zusammen in der Schilderung der Mordabsicht des Löwen:

El leon tomó uno e queríalo matar
 zu: De ces rates a prise l'une
 — — — — —
 tient la; pense s'il l'ocirroît.

Die Worte der Maus stellen eine Verschmelzung der Betrachtungen des Löwen bei Walther und derselben Ausführungen des Lyoner Dichters dar:

¿Qué onra es al leon, al fuerte, al poderoso,
 Matar un pequeño, al pobre, al coyoso?:
 . . . Quid mure perempto | laudis emis?:
 Lyons quel gloire auras conquise
 Se tu as une rate occise? Ferner:
 Es deshonna et mengua e non venser fermoso
 El que al mur vençe, es loor vergonzoso:
 N'est pas los a puissant, mes honte. Weiter:
 El vençedor ha honra del preçio del vençido,
 Su loor es atanto quanto es el debatido:
 De precio victi pendet victoria; victor
 Tantus erit, victi gloria quanta fuit:
 Tant est eilz qui voint honorez
 Con li uoineuz fut uigorez.

Auffälligerweise werden die beiden Ereignisse bei Roiz nicht in Beziehung gesetzt, was doch ganz seiner Eigenart entsprechen würde. Hübsch ist es von dem Erzpriester erdacht, dass der Löwe seinen Unfall bei der Jagd — einer durchaus würdigen Beschäftigung — erlebt, der kleine Zug vervollständigt das einheitliche Bild vom König der Tiere. Die Rettung gestaltet der Dichter wieder zu einem Dialog. Die Maus vertröstet den Löwen auf ihre scharfen Messerchen, mit denen sie seinen Pranken bald Durchgang durch die Netzmaschen verschaffen wird. Ganz wörtlich folgt Roiz wieder der Waltherschen Moral:

Tu, rico poderoso, non quieras desechar
 Al pobre, al menguado non lo quieras de te echar
 Puede faser servicio quien no tiene que pechar:
 Tu qui summa potes, ne despice parva potentem,
 Nam prodesse potest, si quis obesse nequit.

Dieses Eximythion mit seiner Anrede an einen Machthaber passt absolut nicht in den Zusammenhang, und man wundert sich über eine solche Nachlässigkeit, die Roiz früher sorgsam vermied; haben wir es doch erlebt, dass er, dem Zusammenhang zuliebe, den ganzen Stoff einer Fabel veränderte. Einen ähnlichen Lapsus enthielt nur die Hahn-Edelsteinfabel.

Bei Neckam und namentlich dem Isopet II fällt die souveräne Verachtung, mit der der Löwe die versprochene Hilfeleistung des Mäuschens ansieht, als originell auf; durch sie gewinnt die Moral an Plastik.

Fabel 20. Enxiemplo de la raposa e del cuervo. Str. 1437 ff.

Der hungrige Fuchs sah einen schwarzen Raben mit einem Stück Käse im Schnabel auf einem Baum sitzen. Schmeichelnd vergleicht er dessen Gefieder mit dem des Schwanes, seinen Gesang der Reihe nach mit dem der Lerche, des Papageien, der Drossel, der Nachtigall, des Hähers. Wenn er sich herabliesse zu singen, werde all sein Kummer schwinden, ausserdem wolle er, der Fuchs, gern auf ein Rabenlied 20 seiner eignen geben. Der gutgläubige Rabe nahm die unverschämten Schmeicheleien für bare Münze und hielt sich für einen bedeutenden Troubadour. Er öffnet den Schnabel und lässt den Käse fallen.

Die Fabel ist an folgenden Orten zu finden: Phädr. I, 13; Leyd. 15; Wiss. II, 7; Rom. I, 14; Vinc. 6 (11); Oxf. 13; Mon. 8; Bern. II. 3; Walth. 15; Prosawalth. 13; Neck. 27; W₁ 15, W₂ 14, Berl. 15; Flor. I, 15; Nil. I, 14; LBG. 14; Rom. Roberti 17; Reimf. I, 14; Hexam. 15; Odo 70; Sheppey 7.

Bei Phädrus hat der Rabe einen Käse auf einem Fensterbrett gestohlen und setzt sich mit ihm auf einen hohen Baum. Der Fuchs lobt den Glanz des Gefieders, die Pracht seiner Erscheinung und seines Gesichtsausdrucks, zur Vollkommenheit fehle ihm nur eine Stimme. Deren Abwesenheit wird durch den irrealis: Si vocem haberet, nulla prior ales foretargetan. Wenn er freilich die auch noch besäße, dann wäre er unstreitig der erste unter allen Vögeln. Diesem, ihm bestrittenen, Ruhm strebt der Rabe nach und verliert seinen Besitz. Zu spät beklagt er seine Torheit.

Der Leyd. bringt eine leise Variation, indem der Fuchs nur bedauert, dass die Stimme des Raben nicht weittragender ist. Zweifellos ist es charakteristischer, wenn die Borniertheit des Raben durch ein ihm die Stimme absolut absprechendes Urteil (durch Annahme der Irrealität) gereizt wird, das Gegenteil zu erweisen. Diese Auffassung, die der des Phädrus näher kommt als die Ademars, hat denn auch, vom Romulus ausgehend, Schule gemacht.

Unter den direkten Romulusnachahmern hat der Bern. II, der schon öfters ganz originelle Lesarten hatte, geändert, er lässt die Katastrophe erst dadurch erfolgen, dass der Rabe der dringlicheren Aufforderung des Fuchses nachkommt, pro Deo lauter zu singen. Diese Neuerung beruht auf einer falschen Ausdeutung des Komparativs validius clamavit, der nicht komparativisch zu fassen war, sondern als: er sang recht tapfer darauf los.

Von den beiden Abkömmlingen des Nilantischen Romulus, dem Romulus Rob¹, der für diese Fabel einmal in Frage kommt, und dem Dérivé complet, ist der erstere geschickter. Der LBG. zerstört seine Fabel dadurch, dass er den Raben, der den fetten Käse gestohlen hat, laut krächzen lässt, ehe er sich auf einer hohen Eiche (so auch der Rom. Rob¹.) niederlässt. Man sieht nicht ein, warum der Käse nicht schon dabei dem Schnabel entgleitet. Beide Verfasser haben das gemeinsam, dass sie die angeblichen Vorzüge des Raben in den leuchtendsten Farben schildern. Der LBG. vergleicht die Augen den Sternen, das Gefieder mit dem des Pfaus, die Anmut des Schnabels übertreffe alles Ausdenkbare.

Jetzt wenden wir uns zu Walthers und seiner Nachahmer Auffassung. Etwas von der eben verurteilten Vorstellung, der Rabe habe über seinen Fund triumphiert, klingt noch nach in den Worten vulpe loquente silet, die beide Übersetzer vernünftigerweise unterdrückt haben. Folgenreich für uns ist der Vergleich des Rabengefieders mit dem des Schwans, eine Hyperbel, die in ihrer Kühnheit kaum zu übertreffen ist. Bei Walther steht weiter die Kernfrage, ob der Rabe auch durch seinen Gesang zu gefallen vermag im Potentialis (si . . . placeas), doch möchte ich darauf bei Walthers Latein und dem Zwange des Metrums kein allzu grosses Gewicht legen. Die Vorstellung des kunstmässigen Gesanges müssen wir auch aus Walther entnehmen, um den Erzpriester zu verstehen.

Der Pariser Isopet ist diesmal wiederum nicht vom Walther allein, sondern auch vom Reinhardtroman beeinflusst. Aus diesem brauche ich aber nicht die ganze breite Einführung wiederzugeben, sondern nur den Punkt, dem wir auch bei Odo begegnen, und den der Isopet herübergenommen hat. Reinhardt bittet den Raben Thiercelin zu singen, weil sein Vater so schön gesungen habe. Der weitere Verlauf ist ein ganz anderer, weil der Rabe den Käse mit dem rechten Bein hält und darum erst in lebhafte Extase kommen muss, um ihn fallen zu lassen. Erwähnt werden muss aber, dass der Fuchs sich eine ‚roturenge‘ (Rotruenge) bei dem Raben bestellt, wegen der Parallele zu Roiz, der auch ins Gebiet des Minnesanges einbiegt. In der Moral der Pariser Version findet sich noch eine Anspielung auf den Reinhardtroman durch den Namen Hersan.

Der Lyoner Walthertext hat die Variante: Vulpe gerente famem corvum venit obvius escam || ore gerit, die jedenfalls sehr schlechtes Latein bietet, aber im Lyoner Übersetzer wiederkehrt: A uulpil . . . Li corbeax encontre venoit; von einem Baum, auf welchem der Rabe sitzt, ist infolgedessen überhaupt nicht die Rede, und doch ist diese Vorstellung die zugrunde liegende. Weiter in die Details der Textkritik führt uns die Erwähnung des Vaters des Rabens beim Lyoner

Paraphrasten. Wenn ich sie hier aus dem Text erkläre, während ich sie oben als aus dem Reinhardtroman entnommen bezeichnete, so kann das zunächst befremden. Der lat. Walther hat folgendes: *signo candore parentis*, das hat sein Übersetzer gründlich missverstanden: er fasst *parentis* als ‚Deines Vaters‘ auf, das *signo* scheint er durch die drei Worte: *en noblesse, en sent, en valour*, das *candore* durch *en blanche et en fresche colour* wiedergeben zu wollen, indem er die ablativische *decore, signo, candore* in gleicher Weise von *decens* abhängen lässt. Ein gewisses Geschick verrät auch diese auf den Holzweg geratene Interpretation eines fehlerhaften Textes. Aber die Erwähnung des Vaters von Thiercelin beim Pariser Paraphrasten aus ähnlichen Ursachen zu erklären, verbieten die Hss., die, soweit ich sie kontrollieren konnte, alle *cignum candore parentas* haben, wodurch ein für allemal der substantivische Sinn ‚Vater‘ ausgeschaltet war. Da nun ferner die Reinhardtbranchen dem Zusammensteller des Isopet I nachweislich bekannt waren (s. dame Hersan in unserer Fabel, ferner z. B. unsere Fabel Nr. 6 M^{me} Hauteve!), so ist die Herübernahme des alten Thiercelin aus ihnen absolut sicher. Neu ist bei dem Lyoner Dichter die Umsetzung der Bedingung: ‚Wenn Du eine schöne Stimme hast . . .‘ in die Realität: ‚Ich habe von vielen rühmen hören, dass Ihr so schön singen könnt‘. Sie steht dem Erzpriester bereits gleich und findet sich auch in dem Prosawalther (*canta, quia cantu places super omnes aves*), der sich damit wieder als vom Lyoner Paraphrasten beeinflusst erweist.

Roiz und der Verf. des Prosawalther haben den richtigen Sinn in der Hyperbel vom Schwanengefieder, sei es dass der ihnen vorliegende Lyoner Isopet nicht die Fehler des unsrigen enthielt, sei es dass sie richtig emendierten. Die platte Behauptung, dass der Rabe schöner singe als alle Vögel, ist im Grunde eine Vergröberung, eine so unverschämte Schmeichelei hätte doch am Ende auch ein Rabe gemerkt¹⁾! Es liegt wohl noch ein besonderer Grund vor, warum der Erzpriester hierin dem franz. Paraphrasten gegen Walther folgte. Er wollte offenbar die Vergleichung des Raben mit einem bekannten Troubadour durchführen, die seinen Zeitgenossen viel Spass machen musste. Der Fuchs stellt sich als ganz inferior hin gegenüber jenem ‚juglar‘, zwanzig seiner eigenen ‚cantares‘ wögen nicht eins der seinigen auf, weil er, der Rabe, eine so befreiende Wirkung auf ihn ausübe mit seinem Gesang, wie sie kein andrer Dichter, d. h. Vogel ausüben vermöge. Die Veranlassung zu dieser beinahe überfeinen und darum kaum verständlichen Parodie gab dem Erzpriester vielleicht die Auf-

1) Zu vergleichen ist die Übertreibung von Neckam und seinem Übersetzer. Bei ihnen versteigt sich der Fuchs so weit, dass er sich wünscht, ein Rabe zu werden, wegen dessen Schönheit und Klugheit.

zählung der Gesangsqualitäten, die der Lyoner Dichter mit ziemlicher Sachkenntnis gegeben hatte.

Fabel 21. Enxiemplo de las liebres. Str. 1445 ff.

Roiz: Sorglos weilten die Hasen in einem Walde; plötzlich aber versetzte sie ein Rauschen in Angst, die noch verstärkt wurde durch ein Plätschern in einem nahen Sumpf. In ihrer Angst drängen sich die Tiere bald auf einen Haufen zusammen, bald stieben sie auseinander, um sich zu verbergen. Währenddessen bemerkten sie, dass die Frösche im Sumpf aus Angst vor ihnen untertauchten. Da fasste ein Hase Mut und wies, an dem Beispiel der ängstlichen Frösche, die Nutzlosigkeit der Hasenflucht nach. Aber gleich nach Beendigung der Rede flohen seine Brüder doch wieder in alle Winde.

Wir kennen die Fabel aus folgenden Sammlungen: Wiss. I, 4; Rom. II, 9; Vinc. 12 (15); Mon. 29; Bern. II. 44; Walth. 28; Neck. 34; W₁ 27, W₂ 27, Berl. 27; Flor. II, 8; Nil. II, 7; LBG. 24; Reimf. II, 7; Hexam. 23; Sheppei 43.

Romulus: Als plötzlich ein grosser Lärm den Hasen zu Ohren kam, beschlossen sie, wegen der beständigen Angst, in der sie lebten, sich zu stürzen sc. ins Wasser; um ihrem Leben ein Ende zu machen, wie der Weissenburger Text hinzusetzt. Sie kommen an einen Fluss und veranlassen durch ihr Nahen die zahlreichen Frösche in plätschernder Flucht das Ufer zu räumen. Beruhigt stellt einer der Hasen fest, dass auch andre furchtsame Wesen leben und ermutigt seine Brüder zu weiterem Ausharren, was auch immer kommen möge. Moral: Wer sein Leid nicht mehr tragen zu können glaubt, blicke auf andre.

Der originelle Münchener Romulus lässt, nach einer Schilderung des kümmerlichen Hasendaseins, die Tiere darüber streiten, welche Todesart die beste sei, um diesem Elend ein Ziel zu setzen. Sie halten den Tod im Fluss mit möglichst grossem Lärm für das ehrenvollste Ende. Dann aber erkennen sie an den Fröschen, dass es im Wesen aller Kreatur liege, furchtsam zu sein, und beruhigen sich.

Der Nilantii bemüht sich anschaulicher zu sein, spricht ausführlich von dem synodus, auf dem die Hasen den Beschluss der Selbstvernichtung fassen, der bei dem ersten furchtbringenden Ereignis von den Klippen des Meeres herab ausgeführt werden soll. Der Marsch zur Küste, der nach eingetretener Panik wirklich angetreten wird, führt an einen Fluss. Nach dem ermutigenden Froscherlebnis rät der verständigste der Frösche zur Rückkehr ins Vaterland und spricht die Hoffnung aus, dass sie, die Hasen, unter Beherzigung der eben erhaltenen Lehre, doch nun wenigstens nicht mehr täglich zu fliehen brauchen.

Der Anon. LBG. steht auf den Schultern des Nilantischen Romulus. Die Schilderung der Synode, auf der die Frage, wie man der ange-

borenen Furchtsamkeit Herr werden könne, zur Debatte steht und von einem der ‚Redner‘ dahin entschieden wird, dass eben die Tapferkeit zur zweiten Natur werden müsse — eine Lösung, die die Hasen mit dem Selbstentleibungsentschlusse beantworten —, ist nichts als eine Ausgestaltung der Vorlage. Nach der Beschlussfassung erscheint eine Jagdgesellschaft¹⁾ — ein feiner Zug des Autors. Der verständige Hasenvater rät auch hier zur Rückkehr in die gewohnten Gegenden.

Durch ein Rauschen im Walde werden bei Walther die Hasen zur Flucht veranlasst, bald aber durch einen Sumpf aufgehalten. Während sie noch überlegen, ob sie ihren Pakt, sich zu ertränken, ausführen sollen, sehen sie, wie die Frösche aus Angst vor ihnen im Sumpfe verschwinden. Einer unter den Hasen mahnt zur Hoffnungsfreudigkeit, weil auch die Frösche von eitler Furcht geplagt werden.

Im Pariser Isopet gibt der Sturm, der die Zweige erschüttert, das erste Zeichen zur Flucht der Hasen; so hatte Walther seine Worte sicher nicht gemeint, nach seinen Vorlagen, aber man konnte sie so auffassen. Bald werden die Hasen aufgehalten durch einen Sumpf. Wieder ergreift sie solche Angst, dass sie sich am liebsten ertränken würden, wenn sie daran nicht die Frösche am Rande desselben hinderten. (Das andre Ms. lässt die Hasen nur die Befürchtung, zu ertrinken, aussprechen, wenn sie den Morast durchschreiten.) Aber die Sumpfbewohner springen sofort ins Wasser, als sie die Hasen nahen hören. Da fangen die Hasen so fürchterlich an zu lachen, dass ihnen ihr Maul bis an die Ohren aufreisst, so wie man es noch heute an ihnen sieht, und sind beruhigt. Der Pariser Übersetzer hat also der Fabel eine ätiologische Wendung gegeben.

Vom Lyoner Ausdeuter Walthers ist nichts Besonderes zu erwähnen.

Der Erzpriester folgt zunächst genau dem lat. Text: *Silva sonat: Sonó un poco la selva*, auch der Sumpf, dessen Klatschen bis zu den Ohren der Hasen dringt, und der ihre Furcht veranlasst (*Walth. respi-ciunt ante retroque, timent: Roiz. Andaban a totas partes, non podian quedas ser*), ist Walther entnommen. Die Wirkung ihrer Angst ist mit denselben Worten geschildert, nur tritt für das Verbum *mergere* das harmlosere *esconder* ein: *Desian con el grand miedo que se fuesen a esconder*. Diese Änderung musste Roiz wohl vornehmen aus Rücksicht auf diejenigen, die in der Moral den Hasen gleichgestellt werden: die Nonnen. Schon der Selbstmordgedanke durfte mit ihnen nicht in Beziehung gebracht werden. Diese Erklärung scheint mir plausibler

1) Auch Neckam lässt eine Jagd nahen, die bei ihm und seinem Übersetzer die direkte Veranlassung zur ersten Flucht und Angst der Hasen ist. Der Hasenwortführer deutet den Sprung der Frösche als Selbstmord, was der Isopet II verbessert: *Mais ne sont pas nayeis | Car bien noër savoient*.

als die Annahme eines Missverständnisses des lat. *mergere*, der sich das unzweideutige *noier* des Lyoner Dichters entgegenstellte. Die Meinung aber, dass der Erzpriester den Selbstmord im Tierreich etwa unbedingt als unwahrscheinlich verworfen hätte, würde nicht zutreffen, da er, im Gegenteil, den Selbstmord des ehrgeizigen Löwen, gegen seine Vorlagen, selbst erfunden hat. Das *pacti* Walthers konnte auch Roiz, da er die früheren Grundlagen mit ihrem Selbstvernichtungsentschluss nicht kannte, nicht verstehen, der Gedanke des *esconder* kommt daher bei ihm den Fröschen ganz plötzlich. Für das folgende stelle ich Walthers und Roiz' Texte nebeneinander:

Unus ait: Sperare licet, non sola timoris
 Turba sumus. Vano rana timore latet:
 Dixo la una liebre: conviene que esperemos,
 Non somos nos señeras que miedo vano tenemos.
 — — — — —
 Las liebres e las ranas vano miedo tenemos.

Ferner:

Spem decet amplecti, spes est via prima salutis,
 Saepe facit metui non metuenda metus.
 Corporis est levitas et mentis inhercia nobis:
 A la buena esperanza nos conviene atener
 Fase tener grand miedo lo que non es de temer.
 Somos de corazon fraco, ligeras en correr.

Das Ergebnis der Ansprache des Hasenvaters ist für diesen deprimierend: sofort nach seinen Worten beginnt die Flucht aufs neue. Entweder glaubte Roiz diesen Zug im Interesse des Zusammenhanges — *doña Garoza* ist nach wie vor furchtsam — hinzusetzen zu sollen, oder er folgte der Alltagserfahrung, der ein gefasster, beherzter Hase widerstreitet. Im folgenden aber übersetzt er wieder treulich seinen Walther:

Sic timeat < quicumque timet > ne mole timoris
 Spe careat.
 zu: En tal manera tema < el que bien quiere vevir >
 Que non pierda el esfuerzo, por miedo de morir.

In dem 2. Distichon der Waltherschen Moral befindet sich ein Fehler im Lyoner Ms. Im echten Walther steht:

. . . morituros vivere vidi
 Spe duce, victuros spe moriente mori,

d. h. „solange Hoffnung sie belebte, sah ich Sterbende leben, Lebensfähige dagegen sterben, wenn die Hoffnung erstarb“, und dementsprechend paraphrasiert der Isopet I. Der Lyoner Cod. hat:

. . . morituros vivere vidi
 Spe duce, victores spe fugiente mori.

Dadurch kommt ein ganz anderer Gegensatz heraus, die morituri müssen logischerweise den Besiegten gleichgesetzt werden. Der Lyoner Dichter vermeidet das, bringt es aber auch zu keinem vernünftigen Sinn, wenn er sagt:

Per esperance fort reprise
est mainte victoire conquise:
quar de mort furent en balance
mainz que puis salue esperance.

Schon das quar zeigt die Schiefe des Gedankens. Der Erzpriester dagegen zieht die Konsequenz der Lesart und gibt die morituri, etwas stark, durch cobardes wieder. Dadurch ist er gezwungen, den Sinn stark zu ändern, wollte er sich nicht widersprechen:

Los cotardes fuyendo mueren desiendo: foid!
Viven los esforzados disiendo: daldes! ferid!

Er muss wohl die Vorlage für verderbt gehalten haben und hat sie nach seinem Sinn emendiert, aber die Besserung bliebe unverständlich ohne die Lesung victores.

Mit der Fabel von den Fröschen und den Hasen haben wir die letzte derer besprochen, die ausschliesslich auf den Lyoner Isopet, d. h. im letzten Grunde auf Romulus und Phädrus zurückgehen. Es bleiben nun noch vier Tiererzählungen zu behandeln, die von Hause aus mit dieser Strömung nichts zu schaffen haben: die Beuteteilung, Cor cervi, Fuchs, der sich tot stellt und De Lupo pedente. Es verstand sich von selbst, dass die Stücke ausserhalb der Reihenfolge behandelt werden mussten; zum Unterschied von jener andern Gruppe habe ich sie auch mit den Buchstaben a—d bezeichnet.

Fabel a. Enxiemplo de como el león estaba doliente et las otras animalias lo venian á ver. Str. 82 ff.

Roiz: Alle Tiere besuchen ihren kranken Herrscher und beschliessen, da ihre Anwesenheit und die allgemeine Freude einen guten Einfluss auf den Patienten hat, ihm einen Schmaus zu bieten, dessen ‚Menü‘ er sich selbst bestimmen möge. Der Löwe entscheidet sich für den Stier und setzt den Wolf zum Beuteteiler ein. Dieser benutzt die Krankheit des Königs als Vorwand, um ihm das Klein (lo menudo) als allein für ihn zuträglich zuzusprechen, während die Hauptstücke ihm und den andern Tieren zufallen sollen. Der Löwe, dessen Appetit wiedergekehrt ist, hebt die Hand, um die Mahlzeit zu segnen (man beachte die Ironie des Schriftstellers!) und versetzt mit eben der segnenden Rechten dem Teiler einen solchen Hieb, dass er ein tüchtiges Stück Haut und ein Ohr zu beklagen hat. Nun muss der Fuchs die Teilung übernehmen. Dieser zieht gewandt aus dem Geschehenen die Konsequenz, teilt genau umgekehrt wie der Wolf und erringt des

Herrschers Zufriedenheit. Bei dessen erstaunter Frage, woher er so gut teilen können, zeigt er auf das geschundene Haupt des Wolfes.

Das dieser ersten Roizschen Fabel zugrunde liegende Hauptmotiv der Beuteteilung ist ein Tiermärchen, das auch sonst überliefert ist. Eine Fassung kennen wir aus der 16. Branche des Reinhardtromans (XVI, 721—1506, ed. Martin), ihr Inhalt ist der folgende: Die handelnden Personen, Löwe, Wolf und Fuchs haben auf der Jagd drei Tiere erbeutet; der Wolf teilt so, dass der Löwe den Ochsen, die Löwin eine Kuh, der Wolf ein Kalb, der Fuchs nichts erhält. Nach einer nicht gerade zarten Zurechtweisung des Wolfes befiehlt Noble dem Fuchs, besser zu teilen. Dieser spricht das Kalb ebenfalls der königlichen Familie, dem Löwenjunker, zu und weiss ängstlich den Schein zu vermeiden, als sei die Teilung eine ungerechte¹⁾.

Wichtiger noch für uns ist die Version, die der Ysengrimus, den wir auch gelegentlich der Lupo-pedente-Fabel zu behandeln haben, dem Märchen gegeben hat, weil wir ihn genauer fixieren können (s. u. p. 695). Die Beuteteilung bringt er im VI. Buche, v. 145ff. der Voigtschen Ausgabe²⁾. Geteilt wird nur ein Tier (vgl. Roiz), eine junge Kuh (*bucula* resp. *bos*). Die drei gleichen Teile, die Ysengrimus herstellt, missfallen dem Könige, und er enthäutet temperamentvoll den Teiler von den Schulterblättern bis zum Schwanze. Aber auch die gar zu ungerechte Teilung Reynardus' verwirft er, worauf der Fuchs drei Teile der königlichen Familie und einen Fuss sich selbst, ev. aber auch den noch dem Löwen zuteilt.

Die beiden Versionen spiegeln unzweideutig ein Tiermärchen, wie sie im Volke lebten, wieder, daher erklärt sich auch das Schwanken im Detail.

Eine interessante Kreuzung der Beuteteilung mit der alten Löwenjagdfabel des Phädrus (*vacca, capella, ovis, leo*, I, 5), in der der Löwe ebenfalls die den Jagdgefährten zufallenden Teile für sich in Anspruch nimmt, hat der Nilantische Romulus vollzogen in seiner Neuschöpfung (I, 6), in der der Löwe, der Büffel, der Wolf als Jagdgefährten erscheinen. Gleich der Anfang der Fabel kann dafür geltend gemacht werden, dass wir es mit einem Ausschnitt aus einem grösseren Ideenkreise zu tun haben, wie ihn das Tiermärchen bot:

Antiquorum relatione famosum habetur, quod Leo sit rex omnium bestiarum habeatque sibi congruos ministeriales: Bubalum videlicet comitem et Lupum praepositum, wobei die Worte comes und praepositus direkt Hofchargen bezeichnen.

1) Unverkennbar hat die Reinhardtfassung auf Odo von Sherington und Jean de Sheppey eingewirkt.

2) Ernst Voigt, *Ysengrimus*, Halle 1884.

Dieselbe Kreuzung bringen natürlich auch der *Dérivé complet*, der den Bubalus als justarius, was Hervieux in justitarius emendiert, bezeichnet, und die Reimfabeln, während die Hexameterfabeln diese Fabel zufällig überspringen.

Das originelle Verdienst des Erzpriesters ist die Vereinigung des Beuteteilungsmotivs mit dem Löwenkrankheitsmotiv, eine Neuerung, die sehr leicht von den Kompilatoren vollzogen wurde, wie schon daraus hervorgeht, dass zweimal im Laufe der Darstellung auf Fabelfassungen hingewiesen werden konnte, die ebenfalls die Tierversammlung am Lager des (kranken) Herrschers mit ganz andern Fabelmotiven verquickten (s. Fabel 6 u. 10). Auch ist ja gerade der ‚Hoftag‘ der eigentliche Kern aller Tierepen bis auf Goethe hin geblieben.

Wir sind aber weiter in der Lage aufzuzeigen, warum der Erzpriester gerade bei der Beuteteilungsfabel die Szenerie des Hoftages verwendete. Schon gelegentlich der Nilantischen Version wurde des Zusammenhanges der Beuteteilung mit der alten Phädrusfabel (I, 5) von der Löwenjagd gedacht; die Ähnlichkeit des Motivs — handelt es sich doch in beiden Fällen um die Selbstsucht des auf seine Macht pochenden Löwen — scheint auch Roiz aufgefallen zu sein. Er fühlte sich dadurch erinnert an die Version, die der Lyoner Dichter, übrigens teilweise unabhängig von Walther, dem Stoff gegeben hatte. Bei diesem konnte er lesen:

Li lions qu'a toz iors la fieure
 Quar dex vost qu'il fust quartenaires
 Porce qu'il soit plus debonaires,

was in einer Jagdfabel äusserst deplaziert war. Aber in Roiz' gestaltender Seele schlug die in den Worten gegebene Anregung Wurzel und führte ihn zu der geschickten Synthese von Krankheits- und Beuteteilungsmotiv.

Fabel b. Hirschherz (Cor cervi). Str. 892ff.

War bei der Fabel a wenigstens noch ein indirekter Zusammenhang mit dem Lyoner Isopet aufzudecken gewesen, so verlassen wir mit der vorliegenden Fabel diesen Rahmen gänzlich. Ich gebe zunächst wieder den Inhalt nach Roiz an:

Der Löwe hatte an Kopfschmerzen zu leiden gehabt; als er endlich den Kopf wieder aufrecht tragen konnte, beging er an einem Sonntag, mit all seinen Untertanen ein Freudenfest. Der Esel war als Spielmann (ioglar) mit einem Tambour erschienen und machte mit seinem unaufhörlichen Jah! und auf seinem Instrument einen ohrenbetäubenden Lärm. Schliesslich wurde es dem noch angegriffenen Löwen zu arg, er suchte ihn mit einem Prankenschlage zu erlegen, verfehlte ihn aber, und Meister Langohr ging mit ruhigem Trommelwirbel ab, wodurch der

Löwe sich verspottet wähnte. Er sagte, um ihn wieder herbeizulocken, er verzeihe ihm alles, und schickte die Füchsin, seine Kollegin, mit dieser Botschaft ihm nach. Dieser gelang es durch einige angenehme Redensarten über sein schönes Spiel und seine Unersetzlichkeit bei dem Feste, ihren confrade zur Rückkehr zu bewegen. Kaum war er in der Nähe des Königs, so packten ihn die königlichen Leibjäger, die jetzt besser auf der Hut waren. Mit Seelenruhe, zum Entsetzen der Anwesenden, ‚tranchierte‘ der König den Spielmann (abrir), und vertraute, während einer kurzen Abwesenheit, die Beute dem Wolf an; der aber frass Herz und Ohren. Bei der Rückkehr forschte der König sofort zornig nach den verschwundenen Körperteilen, erhielt aber die Antwort: Der Esel sei ohne sie zur Welt gekommen, sonst begreife man nicht, wie er, so dumm, in die Gewalt seines Feindes habe zurückkehren können.

Die älteste Fassung dieser Fabel, die alle wesentlichen Züge enthält, ist die Aesops. Ihren Inhalt gebe ich nach Jak. Grimm¹⁾ wieder: „Der Löwe liegt krank in einer Felsenschlucht und trägt dem Fuchs auf, ihm den Hirsch herbeizuschaffen, nach dessen Eingeweiden und Herz ihn gelüste. Der Fuchs sucht den Hirsch im Walde und sagt ihm, der Löwe, dem Tode nah, erwähle ihn zu seinem Nachfolger. Hierdurch betört folgt der Hirsch ihm in die Höhle, wo der König alsbald auf ihn losfährt und ihm die Ohren abreißt; nur schnelle Flucht rettet den Hirsch. Der Fuchs erhält den Befehl, den Versuch zu erneuern; anfangs zürnt der Hirsch und klagt über Verrat. Des Fuchses Ausrede ist, der Löwe habe ihn freundlich am Ohr gefasst, sich mit ihm zu beraten; jetzt sei er über sein Weglaufen aufgebracht und wolle den Wolf zum König bestellen. Der Fuchs beschwört ihn, ohne Furcht noch einmal hinzugehen. Kaum tritt der Hirsch in die Höhle, so greift ihn der Löwe und saugt das Mark aus seinen Knochen; der Fuchs sieht das Herz niederfallen, entwendet es heimlich und verzehrt es. Als der Löwe nach dem Herz sucht, sagt der Fuchs: Wahrlich er hatte keines, wie wäre er sonst hierher gekommen?“

Grimm bezeichnet — bei seiner Vorliebe für deutsche Sagen bemerkenswert — diese äsopische Fabel als „die vielleicht vorzüglichste“; jedenfalls gibt er die Inferiorität der beiden deutschen Versionen, die er kennt, zu.

Die ältere von ihnen, bei Fredegar (Mitte des 7. Jahrh.) lässt die Krankheit des Löwen — an ihre Stelle tritt eine Art Rats- und Huldigungsversammlung — vermissen. Der Hirsch, der sich geweigert hatte, die Huldigung zu leisten, reisst sich, unter Verlust seines Geweihs, los. Die andern Tiere schuldigen ängstlich den Fuchs an, der dann die bekannte Antwort gibt.

1) J. Grimm, Reinh. Fuchs, Berl. 1834. p. CCLXI.

Die Wichtigkeit, die Grimm der abweichenden Gestaltung bei Fromund v. Tegernsee (10. Jahrh.), die den Bären als König der Tiere einsetzt und den Hirsch entkommen lässt, beimisst, ist für unsere Zwecke ihr nicht zuzugestehen.

Bei Aimoin (10. Jahrh.) fehlt die Begründung der ersten Gewalttat des neu erwählten Tierherrschers.

Weiter begegnen wir der Erzählung bei Marie de France und dem *Dérivé complet*, die sie, ähnlich wie die Bock-Wolfsage (s. u. 695 Anm.) aus der volkstümlichen Märchenerzählung entlehnt haben dürften. Denn dass sie in dieser auch noch zu ihrer Zeit lebendig war, geht aus ihrem Auftauchen in der Kaiserchronik (12. Jahrh.) und aus Du Mérils Aufzeichnungen (a. a. O. p. 135/37) hervor. Bei Marie wird der Hirsch, nachdem er das erstemal fortgeblieben ist, zitiert, um sein Herz, das das einzige Heilmittel für die Krankheit des Löwen darstellt, herzugeben, er begibt sich aber fort, als er das hört. Auf eine erneute Aufforderung kehrt er wieder, und da töten ihn die andern Tiere. Bei Marie ist also deutlich das Hirschherzmotiv mit jenem andern von der Krankheit des Löwen, der alle Tiere abzuheilen suchen, kontaminiert (vgl. unsere Fabel a). Dabei wird das letztere gar nicht ausgenutzt, um zu motivieren, dass es, nur wegen der Schwäche des Löwen, dem Hirsch möglich ist zu entkommen, was doch sehr nahe gelegen hätte. Langatmige Untersuchungen, wer das Herz gestohlen habe, füllen bei Marie und bei dem Anon. LBG. die Fabel. Der Löwe spielt eine klägliche Rolle.

Mehr im Sinne Aimoins oder Fredegars ist die Fabel weitergebildet in einer Version, die zu Anfang des 14. Jahrh. aufgezeichnet und von Hervieux mitgeteilt ist (a. a. O. I. 586). Dem Konvent aller Tiere ist nur der Hirsch fern geblieben und er missachtet auch eine besondere Ladung. Darauf wird er von den satellites des Königs durch List umstellt, getötet und verteilt. Der Fuchs stiehlt das Herz, aber nicht er gibt die Antwort, sondern sapiens quidam assistentium.

An den vorstehenden Fassungen hat man sehen können, wie viele Möglichkeiten der Ausdeutung der Stoff an die Hand gab. Gerade die verschiedene Gruppierung der Einzelheiten, um zu demselben Resultat zu gelangen, ist typisch märchenhaft.

Als Märchen also wird der Erzpriester den Cor-cervi-Stoff kennen gelernt haben genau so wie den der Beuteteilung und den der Lupopedente-Erzählung. Allein wir würden nicht zu einem vollständigen Verständnis seiner Gestaltung kommen, wenn wir nicht noch eine ganz andre Quelle in Rücksicht zögen, die orientalische der Calila e Dymna-Version.

Diese indische Fabelsammlung wurde um die Mitte des 13. Jahrh. aus dem Arabischen ins Spanische, 1313 von Raymond de Béziere

aus dem Spanischen ins Lateinische übersetzt. Auf Einzelheiten brauche ich nicht einzugehen, es genügt, wenn ich mitteile, dass in *Calila e Dymna* das VII. Kapitel mit der *Cor-Cervifabel* stark übereinstimmt, und den Inhalt des Stückes wiedergebe.

Del lobo cerval é del león.

Ein Löwe lebte zusammen mit einem Schakal, einem Wolf und einem Raben. Er wurde krätzig und so schwach, dass er nicht mehr auf Jagd gehen konnte; er weiss nur ein Mittel zur Genesung von der Krankheit: Ohren und Herz eines Esels. Der Schakal erbietet sich, sie herbeizuschaffen, und macht sich an einen Esel heran, dem er vorspiegelt, er werde ihn an einen Ort führen, wo er gute Nahrung und hübsche Eselinnen finden werde. So kommen beide vor den Löwen. Dieser springt nach dem Esel, ist aber, vor Schwäche, nicht imstande, ihn zu halten. Der Schakal macht dem Löwen Vorwürfe, dass er die Beute, die herbeizuschaffen so viel Mühe gekostet, habe laufen lassen, vermutet dann aber, dass es aus Schwäche geschehen sei. Der Löwe bittet seinen Unterhändler, den Esel, wenn möglich, noch einmal herbeizuschaffen, ein Unternehmen, an dessen Gelingen der Schakal mit Recht zweifelt. Er redet dem Esel ein, der auf ihn springende Löwe sei eine jener Eselinnen gewesen. Bei dem Gedanken daran kehrt das dumme Tier mit dem Verführer zurück zu dem Löwen und wird getötet. Der Löwe will vor dem Einnehmen der Heilmittel ein Bad nehmen und vertraut sie dem Schutz des Schakals an. Als er bei der Rückkehr nach ihrem Verbleib fragt, erhält er die stereotype Antwort und gibt sich mit ihr zufrieden, da er an ein Wunder glaubt. — Aus der *Calila é Dymna*-Fassung allein kann die Roizsche unmöglich geflossen sein, das geht aus der Inhaltsangabe hervor; in einzelnen Punkten steht ihr der Erzpriester ja nahe, aber dafür weicht er doch in andern ebenso weit von ihr ab, wie von den abendländischen Versionen. Ausserdem würde man, um eine literarische Beeinflussung annehmen zu können, andre Berührungspunkte zwischen dem Erzpriester und *Calila é Dymna* entdecken zu sehen wünschen.

Viel gangbarer erscheint mir der folgende Weg: Da wir nachweisen können, dass dem Erzpriester die abendländische Tiermärchenliteratur ziemlich gut bekannt war (s. o. Beuteteilung, *Lupo pedente* s. u.), und durch die Fabel vom Fuchs, der sich tot stellt (Fabel c), und die Erzählung von dem Horoskop (Str. 123 ff.) einen Fingerzeig erhalten, dass er die ursprüngliche arabische Umgangsliteratur, zu der wir auch die *Calila*-Fabeln zu rechnen haben (s. o.), nicht weniger gut kannte, so dürfen wir folgern, dass in ihm sich beide Richtungen kreuzten. Für eine solche Kontamination würde unsere Fabel ein typisches Beispiel sein.

Die Ersetzung des lobo cervical durch die raposa sieht z. B. sehr volkstümlich aus, man möchte vermuten, dass die Spanier, unter dem Einfluss ihrer heimatlichen Verhältnisse, einen solchen Tausch in allen Fabeln und Tiererzählungen morgenländischer Provenienz vornahmen. Die Beibehaltung des Esels — der Hauptzug, der Calila und Roiz verbindet — gegen den abendländischen Hirsch erklärt sich daraus, dass der Esel dem Erzpriester als der spezielle Vertreter der Dummheit (*el asno necio*) für die Rolle geeigneter erschien als der Hirsch, auf den freilich sein *alcanzar non lo pudo* besser passt als auf den Esel, so dass hier vielleicht noch die Hirschvorstellung durchschimmert.

Um die weiteren Änderungen des Erzpriesters zu begreifen, werfen wir einen Blick auf den Zusammenhang, in dem die Fabel steht. Nach der Pamphilusepisode erteilt der Erzpriester allen Damen den Rat, klug zu werden durch die Erfahrungen der *doña Endrina*, zu lernen aus dem Schaden anderer. Wem fällt dabei nicht sofort die Moral der ersten Roizschen Fabel (unsere Fabel a) ein, die genau so verlangte, aus des Nächsten Unglück Lehren zu ziehen, wie der Fuchs aus dem Backenstreich, der dem Wolf seine Haut kostete? Und wer ist es, der Nutzen gezogen hat aus Erfahrungen seiner Mitmenschen? Ebenfalls eine Dame, die sich, im Hinblick auf ihre unglücklichen Schwestern, von allem Verkehr mit Männern zurückziehen will.

Gleichzeitig habe ich durch Anziehung der ersten Fabel, deren Überschrift ja lautete: *De como el leon estaba doliente e las otras animalias venian a lo ver*, bereits bei jedem Leser einen Gedanken wachgerufen: Die Situation ist ja in beiden Fabeln durchaus dieselbe, in beiden war der Löwe krank und feiert mit seinen Untertanen die Genesung. Die erste Fabel erweist sich, nicht bloss durch ihre Stellung am Anfang, sondern auch durch ihre Verwandtschaft mit andern Fabeln, als die ältere, wir erleben also das interessante Schauspiel, dass der Erzpriester, veranlasst durch einen sehr ähnlichen Zusammenhang, eins seiner früheren Motive wieder aufnimmt und auf die neue Gestalt die ältere einen gewissen Einfluss gewinnen lässt. Diese Annahme macht es mir leicht, das Auftreten des Wolfes, als Tritagonisten, zu erklären, der in der neuen Fabel sogar den Fuchs ganz aus seiner Stellung verdrängt, dadurch dass er am Schluss die Antwort gibt, die die Pointe der ganzen Erzählung ausmacht. Dieser Zug gerade scheint mir nicht glücklich, denn Pointen sind dasjenige, was dem Wolf am wenigsten zu Gesicht steht. Diese Disharmonie zwischen der sonstigen Auffassung vom Wolf und seiner Aufgabe hier ist entschieden eine Stütze meiner Ansicht, dass wir es mit einer künstlichen Änderung des Erzpriesters zu tun haben, denn das naive Volksmärchen macht solche charakterzerstörenden Zusätze nicht.

Sehr hübsch und ganz neu ist der Kern der Roizschen Fabel, die

Vorstellung von einem Feste, an dem auch Spielleute ihr Wesen treiben. Zwei Vertreter dieser Zunft lernen wir kennen, den Esel, der die Trommel schlägt und die raposa, eine weibliche Repräsentantin des edeln Berufes. Deren Benehmen ist kulturgeschichtlich interessant; besonders aber dürfte der Zug, dass der Löwe dem joglar alles, was er fordert, geben will: *Quanto le demandase, tanto le otorgaria* den Hof des Löwen in den Ruf eines Eldorados für Spielleute gebracht haben, denn eine solche Freigebigkeit werden sie nicht oft bei den Herren gefunden haben. Viel häufiger kamen auch sie mit den Leibjägern, den *monteros*, in Berührung.

Vielleicht darf man am Schluss eine Vermutung wagen, wieso der Erzpriester dazu kam, ein altes Motiv von sich neu aufzuwärmen, sich selbst gewissermassen auszuschreiben. Nach der etwas lasziven Pamphilusepisode glaubte er vielleicht wiederum eine Apologie bringen zu müssen, er wollte wieder einmal, *moralisch kommen*. Dass er an solchen Stellen nie am originellsten ist, haben wir schon des öfteren konstatiert. Wie wäre es, wenn man auch hier etwas Derartiges geltend machte? Der Hinweis darauf sei wenigstens gestattet.

Fabel c. *Enxiemplo de la raposa que come las gallinas en la aldea*. Str. 1412 ff.

Roiz: In einer wohl ummauerten Ortschaft stattete der Fuchs den Hühnerställen regelmässige, nächtliche Besuche ab; auch wenn das Tor schon geschlossen war, wusste er sich Eingang zu verschaffen. Durch sorgfältige Abschliessung aller Ausgänge gelang es schliesslich den Bewohnern, ihn einzusperren. Kurz entschlossen streckte er sich an das Stadttor und stellte sich tot; mit offenem Maul, steif und mit gekrampften Vorderpfoten lag er da. Der Dorfschuster, der vorbeiging, freute sich des schönen Schwanzes, den er zum Schuhanziehen gebrauchen konnte und schnitt ihn ab. Der Bader brach ihm den Fangzahn aus, um ihn als Heilmittel gegen Zahnschmerz zu gebrauchen. Eine Alte hatte es auf das Auge als Hilfe gegen den Liebeszauber junger Mädchen und gegen Kindbettfieber, der Wundarzt auf die Ohren als Gegenmittel gegen Gift und Ohrenschmerzen abgesehen. Alle die Verstümmelungen hatte sich der Fuchs gefallen lassen, unbeweglich wie ein Lamm. Als aber der letzte Interessent auch noch sein Herz heraus schneiden wollte, um es als Medikament gegen Herzzittern zu verwenden, da sprang er plötzlich auf und verschwand durch das einen Augenblick offen gebliebene Tor.

Die einzige Parallelfassung der Fabel findet sich im 29. Kapitel des *Conde Lucanor* von Don Juan Manuel. Über dieses Werk bemerke ich nur, dass es zu den zahlreichen Erzeugnissen des prinzlichen Schriftstellers Juan Manuel gehört, der von 1282—1347 lebte. Wegen alles

Nähern verweise ich auf die spanischen Literaturgeschichten, und wegen seines Conde Lucanor noch speziell auf: Puyol y Alonso, *El Arcipreste de Hita*, Madr. 1906, p. 35 ff. Der Inhalt der Erzählung des Juan Mannel lässt sich so wiedergeben:

Ein Fuchs brach eines Nachts ein in einen Hühnerhof, hielt sich zu lange auf und dachte erst an den Rückweg, als es schon heller Tag draussen war. Da er sich nirgends verbergen konnte, legte er sich wie tot auf die Strasse. Ein Vorübergehender meinte, dass seine Stirnhaare gut wären gegen bösen Blick, ein anderer behauptete dasselbe von den Bauch-, ein dritter von den Rückenhaaren des Tieres. Neuherzukommende schrieben dem Daumennagel eine Heilwirkung gegen Nagelgeschwüre, dem Zahn gegen Zahnschmerz zu. Alles liess sich der Fuchs gefallen, nur als einer auch sich an seinem Herzen vergreifen wollte, verstand er keinen Spass mehr, sondern verschwand, so schnell er konnte.

Aus der Inhaltsangabe geht wohl unzweideutig hervor, dass die Conde Lucanor-Fassung völlig selbständig neben der erzpriesterlichen steht, beide scheinen auf volkstümliche Überlieferung, auf ein Märchen, zurückzuweisen. Auch über dessen Herkunft kann kaum ein Zweifel obwalten: Da es in der okzidentalischen Tiermärchenliteratur kein Analogon hat, wird es arabischen Quellen entstammen. Einen direkten Hinweis darauf kann man vielleicht in der Erwähnung des alfajeme, des Barbiers, mit seinem arabischen Titel erblicken. Sicherer Aufschluss würde jedenfalls auch die genaue Untersuchung populärer Heilvorstellungen, die die Spanier von den Arabern übernahmen, gewähren. Es sei darauf hingewiesen, dass die Heilwirkung meistens durch den betr. Körperteil auf sein Entsprechendes erzielt werden soll.

Was die Vorstellung des sich tot stellenden Fuchses angeht, die wir z. B. auch im Roman de Renart (III, 1) finden, wo der angeblich tote Fuchs eine Ladung Fische vertilgt, so können wir sie auf den Physiologus, d. h. wiederum auf orientalische Einflüsse letzten Endes zurückführen.

Wenn wir die Fassung Manuels mit der Roiz' vergleichen, so werden wir zu der Folgerung gedrängt, dass in der ersteren eine primitivere Stufe vorliegt. Ja eigentlich geht die Version des Erzpriesters in ihrer Übertreibung der Verstümmelung so weit, dass die Wahrscheinlichkeit einigermassen leidet. Trotzdem erfreuen wir uns, abgesehen davon, an der gewandten Darstellung, die er dem fremdartigen Stoff hat zuteil werden lassen.

Fabel d. De lupo pedente. Str. 766 ff.

Die Schwierigkeiten der Beurteilung steigern sich bei dieser letzten Fabel ins Beträchtliche, namentlich auch, weil wir sie nur fragmentarisch besitzen. Ich gebe zunächst nur den Inhalt der in unsern Hss. gegebenen Strophen.

Die Fassung des Erzpriesters.

Der Wolf liess sich nieder und wartete, die Widder aber kamen schnellen Laufs daher, nahmen den Wolf in die Mitte und stiessen ihn mit ihren Hörnern, so dass er wie zerbrochen liegen blieb; sie entflohen. Nach geraumer Zeit erhob der Wolf sich und klagte: „Der Teufel hat mir den fremden Handel eingebrockt, ich hatte eine so schöne Vorbedeutung mit auf den Weg bekommen, wollte Gott sie mir vielleicht erfüllen, indem er mich das geräucherte Schweinefleisch finden liess? Oh! dass ich es nicht achtete! Nun bin ich dem Spott preisgegeben!“ So schnell wie möglich verliess er die Wiese und sah in einem Tal Böcklein, Ziegen und Böcke herumspielen. Schnell war sein Missgeschick vergessen, denn er dachte, dass sich sein Augurium nun doch noch erfüllen würde. Die vordersten Ziegen, nicht schlecht erschrocken, eilten gleichwohl dem Wolf entgegen und bewillkommneten ihn als ihren Herrn Guardian, vier von ihnen seien gerade auf dem Wege zu ihm gewesen, um ihn zu bitten, ihnen an ihrem heutigen Feste die Messe zu lesen. Sie feiern das Fest de seis capas (d. h. die Weihe von 6 Priestermessgewändern) und versprechen nicht nur, dass sie es ganz unter sich, ohne Hunde und Hirten begehen werden, sondern stellen auch Opfer von Zicklein in Aussicht nach der Antiphone. Diese bitten sie den Herrn Guardian zu übernehmen. Der törichte Wolf begann auch sofort zu heulen, die Böcke und Ziegen zu meckern, worauf die Hirten mit Hunden und Knütteln erschienen. Der Wolf suchte noch zu entkommen, aber er war schon umstellt und hatte unter Prügeln und Steinwürfen arg zu leiden. „Der Teufel hat es mir eingegeben in einem Tal Messe singen zu wollen.“ Weiter ging er und fand eine Sau mit vielen Jungen, in der Nähe einer Mühle. Nun hoffte er bestimmt, seine Ahnung sich erfüllen zu sehen. „Gott grüss Euch, Frau Gevatterin! Was macht Ihr denn hier mit Euren Kleinen? Verfügt ganz unter meine Zeit!“ Die Sau bat den Herrn Abt, ihr ihre Kinder zu taufen, damit sie als Christen stürben, wenn er sie sollte verzehren wollen. Der Wolf bückte sich, um ein Ferkel zu nehmen, die Sau aber versetzte ihm einen Stoss mit dem Rüssel, der ihn in den Mühlengraben stürzte. Das Mühlrad klopfte ihn tüchtig und, wie ein Teufel, am ganzen Leibe zerbrochen, entstieg er dem unfreiwilligen Bade. — Wäre der Wolf nicht so anspruchsvoll gewesen, sondern hätte mit der gerösteten Speckschnitte vorlieb genommen, so hätte er nicht so viel Übel erleiden brauchen. —

Parallelüberlieferungen und ihr Verhältnis zueinander.

Bei der Frage, woher die Fabel stammt, sind wir in der glücklichen Lage, eine Parallelfassung zu kennen, die in den sogen. Fabulae extravagantes (Nr. 10) und im Romulus Monacensis (Nr. 36) vorliegt. Erstere ist bei Jak. Grimm (a. a. O. p. 429), auszugsweise bei Robert

(a. a. O.), letztere bei Hervieux (²II, 284) gedruckt. Grimm entnimmt seinen Text den Fab. extravagantes des Stainhoewelschen Aesops (gedruckt um 1480), Hervieux einer Münchener Hs. des XV. Jahrh. Die Abweichungen beider sind gering, beweisen aber die Priorität der Version, aus der Stainhoewel geschöpft hat, namentlich hinsichtlich eines Motivs. Bei Stainhoewel zieht sich durch die ganze Erzählung als Faden das gute Omen des peditum lupi (daher der Text ,de lupo pedente'), was vom Münchener Cod. aus Anstandsrücksichten geändert wurde (Überschrift ,De infortunis Lupi'). Dass die Stainhoewelsche Lesart die ältere ist, geht daraus hervor, dass in der Münchener Fassung noch die alte Version durchschimmert. Z. B. Extr. Lupus . . . cum se extenderet, pepedit et ait . . . Mon. Lupus . . . cum extenderet pedes, ait . . . — —, oder Extr. Ut mihi meus modo indicat posterior . . . Mon. ut meus mihi pes posterior nuntiavit. Zu demselben Resultat zwingen die vielen Missverständnisse: sciebam qui hodie epulabor de dignitatibus statt quia (stets so für acc. c. inf.), die externa statt hesterna, cibum ambulantes statt amabilem, quaerere statt queri etc. Auf die Abweichung, dass die Ferkel in der fab. extrav. nur gewaschen, in der Münch. Lesart getauft werden, werde ich noch zurückkommen; die letztere Vorstellung war vorbereitet durch die Worte: pater meus non fuit sacerdos, nec ego didici literas: et unde hoc mihi processit, ut fonte puro lavarem porcellos?, die ja zwangsweise zu ihr führen mussten.

Diesen Beweisen für höheres Alter der extr. Version gegenüber will es wenig bedeuten, wenn die Münchener Hs. weiter zurückweist als die schriftliche Aufzeichnung der Extravagantes, die Jak. Grimm ins 14. Jahrh. setzt (in Frankreich). Unsere Münchener Sammlung ist, wie in dem historischen Teil erwähnt wurde, bereits von der Berner des 13. Jahrh. benützt, leider unter Auslassung der Lupo-pedente-Fabel. Der Stoff der Erzählung ist, wie wir sehen werden, sicher älter als das 13. Jahrh., und schliesslich ist es ja sehr wahrscheinlich, dass erst die uns erhaltene Münchener Hs. die obigen Änderungen an ihrer Vorlage vornahm, während diese noch durchaus zur extr. stimmte. — Eine tatsächliche Aufzeichnung besitzen wir erst aus dem 15. saec., erschliessen können wir die Bernische des 13. Jahrh. Aber auf einem ganz andern Wege konnte ich ihre Entstehung in noch viel frühere Zeit zurückverlegen: durch Untersuchung der einzelnen Motive des Fabelkonglomerates —, denn als solches erweist es sich sofort beim Lesen, — auf ihr Alter und ihre Herkunft hin.

Untersuchung der Elemente des Konglomerates.

a) Saumutter. Das letzte Motiv des Erzpriesters steht vielleicht noch in indirekter Beziehung zu Phädrus. Ich meine zu der Fabel

vom Wolfe und der Sau (App. 19). Bei Phädrus lehnt die Sau nur die Hilfe des Wolfes bei ihrer Niederkunft ab, und auch die Veränderungen der Nachahmer gelangen darüber nicht hinaus. Wenn überhaupt vorhanden, so ist also der Zusammenhang zwischen dem Phädrus und unserm Element ein sehr lockerer, der sich mit der Gegenüberstellung der beiden nämlichen Personen erschöpft, charakteristisch verändert wurde die Fabel erst durch das geistliche Amt, das der Wolf übernimmt. Die ganze Auffassung von dem Wolfmönch leitet sich ab aus Ev. Matth. VII, 15 (s. Voigt, Ysengrimus, Halle 1884, p. LXXXI) und ist im Mittelalter enorm verbreitet gewesen. (Die Belege dafür siehe bei Voigt a. a. O. und in Voigt, Kl. lat. Denkmäler der Tiersage, QF. 25, 1878; p. 21.)

b) Wolf-Bock. Der natürliche Gegenspieler des Wolfmönches ist auch hier das Schaf, wofür zahlreiche Belege. Im Ysengrimus (I, 1001) treffen wir auf den ältesten Beleg für die Anschauung, dass der Wolf den Schafen eine Messe zelebriert. Dieser Punkt leitet uns sofort über zu dem Roizschen Wolf-Ziegen-Motiv¹⁾. Die Erzählung des Ysengrimus und die Fabel *De lupo et capro* (auch hier verrät sich der Wolf durch ‚Singen‘ der Messe) gehen höchstwahrscheinlich auf volkstümliche Tiermärchen zurück.

c) Widder. Ebenso können wir die Erzählung von den Widdern als ein altes Tiermärchen nachweisen. Es kommt im Roman de Renart (XX, ed. Martin) und, was für die Datierung wichtiger ist, ebenfalls im Ysengrimus (II, 271) vor. Hier erledigt Ysengrimus sein Amt auch auf Grund seiner Mönchschaft (II, 330, 506 monachus), und dieses besteht darin, dass er vier Widderbrüdern ihr Erbe teilen soll. Die 4 beschliessen ihn als Schnittpunkt der Diagonalen eines Rechtecks zu nehmen, um ihr Leben, auf das es der mensor natürlich abgesehen hat, so teuer wie möglich zu verkaufen. Die Folgen des Zusammenpralls hätten für Ysengrimus noch verderblicher sein können, wenn die Widder unter sich einiger gewesen wären. Aber seinen definitiven Tod soll auch, nach dem Schicksalsspruche, die Sau Salaura hervorrufen. Einen Zusammenhang dieser Sau mit der Ferkeltaufe lehnt Voigt (Ysengr. p. LXXXIV) ab mit Bezug auf die eigenen Worte des Verfassers, der den Tod des angeblich von einer Sau vertilgten Muhammed im Auge hat.

Einen zeitlich fixierbaren Termin haben wir somit für 2 Elemente der Gesamterzählung durch ihr Vorkommen im Ysengrimus (um 1148) bereits gewonnen. Tatsächlich müssen die Stoffe als Märchen schon früher umgelaufen sein, da der eine von ihnen zu Anfang des XII. Jahrh. bereits in Fabelform von dem Anglolarinus aufgenommen ist (s. Anm.).

Aber die Betrachtung der Fassung des Extravagans-Textes lehrt uns, dass der Erzpriester doch gewisse Änderungen vorgenommen zu

1) Eine sehr alte Parallele zu ihr ist der ebenfalls einer Ziege die Messe zelebrierende Wolf bei Marie de France und dem *Dérivé compl.*

haben scheint. Es ist daher angebracht, die fab. extr. in ihrer Gesamtheit ins Auge zu fassen.

Das Lupo-pedente-Märchen als Ganzes, nach dem Wortlaut der fab. extr.

Viele streben nach Höherem, das ihrem Rang nicht entspricht; je höher sie hinaus wollen, desto tiefer ist ihr Fall.

Ein Wolf, der am frühen Morgen von seinem Lager aufstand, cum se extenderet, pepedit, und dankte den Göttern für das günstige Zeichen, auf das hin er denken dürfe, sich heute an etwas Rechtem satt zu fressen (de dignitatibus satiari). Unterwegs fand er Schmalz, das Wanderern entfallen war. Er liess es liegen, weil es ihm die Eingeweide blähen würde, und weil er ja auf besseres hoffen dürfe. Mit derselben Geringschätzung geht er an einem trockenen, gesalzenen Schweineschinken vorüber, weil er ihm Durst machen könnte. Ein Ross mit Füllen auf der Weide scheint ihm die Erfüllung seiner Wünsche zu bringen. Er teilt der Stute seine Absicht, das Füllen zu verzehren, mit, diese willigt auch ein, — es ist charakteristisch, dass keins der betroffenen Tiere Widerstand leistet — bittet ihn aber, ihr vorher einen Dorn aus dem Fusse zu ziehen, als der berühmte Arzt, für den er gilt. Er erhält den Fusstritt, den wir schon kennen, bekümmert sich aber nicht weiter darum, weil er ja schon seine Beute bekommen werde. Er trifft auf einer Wiese zwei Widder im Streit um das Erbe ihres Vaters. Auch diese widerstreben seiner Absicht, einen von ihnen zu vertilgen, nicht im mindesten, bitten ihn nur, als Richter zuvor ihren Streit zu schlichten. Sie rennen von beiden Seiten auf ihn zu und zerstoßen ihn derartig mit ihren Hörnern, dass er a propriis stercoribus coinquinaretur. Auch jetzt ist er noch nicht von seiner Hoffungslosigkeit geheilt, einer Sau mit Ferkeln wird er einige ihrer Lieblinge verspeisen. Diese bittet ihn, die Tierchen vorher nach dem Schweineritus als sacerdos (so erst unten) zu waschen. An dem Taufkanal (fons sanctificatus) stösst die Mutter ihn in das Wasser, die Speichen des Mühlrades zerklopfen ihm ordentlich die Glieder. Er tröstet sich bald beim Anblick der Ziegen, an denen sich seine Sättigung vollziehen wird. Diese schwindeln ihm vor, sie seien zusammen gekommen, um die heilige Messe zu feiern (ad sacra celebrandum) und fordern ihn auf, als pontifex zu singen. Die Menschen hörten ihn heulen und beglückten ihn mit Prügeln und Hundehatz. Halbtot entkam er unter einen Baum und fing an mit sich zu hadern und seine Schuld einzusehen, da er sich vielerlei Berufe widerrechtlich angemasst habe (medicus, iudex, sacerdos, pontifex); endlich bittet er Juppiter um den Tod. Ein zufällig in dem Baum sitzender Mensch vertritt rasch gefasst den Göttervater und schleudert ein Beil herab, das den Lebensmüden am

Halse trifft und wie ein Rad herumwirbeln lässt vor Schmerz. Über die Hellhörigkeit Juppiters erstaunt, eilt der Wolf endlich demütig zu seinem Lager zurück. — Moral: Warnung vor Hochmut und Leichtgläubigkeit.

Die meisten und wichtigeren Abweichungen der Münch. Hs. habe ich oben besprochen.

Betrachtet man das Märchen als Ganzes, so hat es eins mit den sonst bekannten fortlaufenden Tiererzählungen vom Wolf (Ysengrimus, Wolfbranchen des Reinhardtromans) gemein: dass ein Missgeschick sich an das andere reiht, hier ausschliesslich durch eigene Schuld des Helden. Im Verlauf der Darstellung sieht man dann noch ein Motiv sich mehr und mehr hervordrängen: Bestrafung des Eindringens in Berufe, die man nicht gelernt hat. Dieses Bestreben fällt bei den ersten beiden Abenteuern (Schmalz, Schinken) natürlich fort, sie scheinen mehr eingegeben von der Idee, die Lieblingsgerichte des Ysengrimus aufzuführen. Für sie habe ich darum auch kein antecedens in anderen Tiererzählungen entdecken können. Anders bei dem ersten Berufsabenteuer.

Wir kennen es bereits ungefähr ebenso als Fabel: Löwe und Pferd, aus dem Romulus und seinen Nachahmern. Unter den *Fabulae extravagantes* findet sich dasselbe Motiv auch noch einmal in der Fabel 1: *Mulus, Vulpes, Lupus*. Der Fuchs fragt den Maulesel nach seiner Herkunft und erhält die Auskunft, das stehe unter seinem Huf; er versteht die List und schickt den Wolf fragen, dieser fällt auf sie herein. Diese Fassung gleicht genau der Aesops, entbehrt aber gerade des charakteristischen Dornausziehens, das im *Lupo-pedente* und auch im Roman de Renart Br. XIX begegnet, abgesehen von dem Personentausch, Esel statt Pferd. Im Ysengrimus ist auch diese Fabel geistlich gewandt, das Pferd begehrt Ablass vom Wolf. Alle die besprochenen Sammlungen ermangeln aber des Füllens, das wir im *Lupo-pedente* treffen; erst Renart le Contrefait weist es auf, und bei ihm ist es wohl sicher, dass er das Füllen aus unserem *Lupo-pedente*-Märchen entnommen hat. Dieser Schluss erscheint mir darum durchaus sicher, weil der Zug, dass das Füllen noch nicht getauft ist, zweimal mit einer gewissen Absichtlichkeit wiederkehrt¹⁾, was dann, damit die Fabel verständlich bleibt, die gewundene Erklärung nötig macht, dass der Taufname unter dem Hufe der Mutter steht. Ferner sagt der Ysengrim fast genau dieselben Worte:

Ge ne fis mie grant savoir
Quant ge vouloie clers devenir.

1) Auch im Roman de Renart kommt das Motiv der ungetauften Kinder eines Tieres, des Sperlings Droïn (XI, 701—964), vor, aber an eine Entlehnung von dorthier ist beim Contrefait nicht zu denken, da die Nebenumstände ganz andere sind.

Es sieht doch ganz so aus, als habe der Verfasser des ‚nachgeahmten Reinhardt‘ sich die Freude, den wirksamen Zug von der Saumutter zu bringen, nicht entgehen lassen wollen. Indirekt können wir darin also, ohne zu grosse Kühnheit, ein Zeugnis für die Verbreitung des Ferkeltaufemotivs um 1330 sehen; damit ist aber auch das dritte Fabelfragment des Erzpriesters als vor ihm bestehend gesichert.

Das letzte Motiv von dem herbeigewünschten Tod und der prompten Erfüllung durch ‚göttlichen‘ Einfluss habe ich anderswo nicht nachzuweisen vermocht. Es bleibt somit für den Redakteur des Lupo-pedente-Märchens noch ein beträchtliches Selbstgeleistetes übrig.

Sicherlich alt ist das Motiv des Dornausziehens durch ein Tier, das sich als Arzt ausgibt. Im Romulus ist das ‚behandelnde‘ Tier ein Löwe, in der Tiernächtenliteratur meist ein Wolf. Die Einführung des Füllens scheint auf unser Märchen zurückzugehen, sonst ist es nirgends so früh nachzuweisen. — Wie oben bemerkt, ist die Geschichte vom Wolf als Arzt auch im Ysengrimus angebracht. Zuerst will das Pferd, unter dem Vorwande, dem Wolf die Krone zu scheren, von seinen Hinterbeinen Gebrauch machen, dann stellt es sich reuig und hält ihm, um Ablass zu empfangen, den Hinterfuss hin. Wenn wir diese Erzählung mit dem einfachen Vorgang im Lupo pedente vergleichen — wie abgeleitet, wie unvolkstümlich, wie geistlich ist hier alles! Es ist unmöglich, von hier aus den Rückweg zu finden zur einfachen Märchennaivetät. Daraus ergibt sich unumstösslich, dass das Märchen vom Wolf als Arzt älter ist als der Ysengrimus.

Dass die Auffassung des Widdermärchens bei dem Verf. des Ysengrimus sehr viel literarischer ist und eine volkstümlichere Stufe voraussetzt, ist ebenfalls leicht zu zeigen. Bei der Lupo-pedente-Fabel haben wir zwei Widder, die miteinander um das Erbe ihrer Väter streiten. Der Wolf soll entscheiden zugunsten dessen, der im Laufe den anderen besiegt. Dagegen im Ysengrimus: Die doppelte Anzahl von Widdern wird kunstvoll aufgestellt in einem Rechteck, im Schnittpunkt der Diagonalen fasst der Wolf Posto. Wie gelehrt berührt das, und nun gar der Zug, dass die Zahl der Hörner bei den Tieren eine arithmetische Progression bildet, indem der erste Widder zwei, der zweite vier, der dritte sechs und der vierte acht Hörner zählt¹⁾. Die Priorität der Lupo-pedente-Fassung leuchtet sofort ein.

Von dem Wolf-Bock-Märchen, das der Ysengrimus nicht besitzt, lässt sich das gleiche über das Verhältnis zwischen Lupo pedente und Anglolutinus sagen. Das Zelebrieren einer Messe hat nur Sinn einer

1) Von einer naturwissenschaftlichen Erklärung, wie sie Grimm (a. a. O. p. LXXII) versucht, indem er auf isländische Schafe mit 4, 6, 8 Hörnern verweist, kann natürlich nicht die Rede sein. (Voigt, Ysengr. p. LXXX Anm. 2.)

Herde von Schafen und Ziegen gegenüber. Die Einschränkung auf nur zwei handelnde Personen ist nach der Analogie der gewöhnlichen Fabeln geschehen; wir können hier also einmal die Reduktion eines Märchens zur Fabel mit Händen greifen.

So haben wir wiederum durch Einzeluntersuchung der Motive festgestellt, dass das Gesamtmärchen *De lupo pedente* noch älter ist in seinen Teilen als der *Ysengrimus*. Ein letztes Argument dafür kann man übrigens damit geben, dass der Wolf noch nicht mit dem später so geläufigen Namen *Ysengrimus* bezeichnet wird.

Der Sinn des ganzen Märchens ist der, die Folgen des Hochmuts zu veranschaulichen. Der Hochmut des Wolfes wird motiviert durch ein Augurium seiner Eingeweide — darin liegt wohl zugleich die Warnung, solchen omina zu trauen — und charakterisiert durch seine geringschätzigste Verachtung der guten Speisen, die sich ihm unterwegs bieten, weil er den Nagel hat, heute *de dignitatibus satiari*. Das letztere Motiv begegnet uns wieder in einem andern Tiermärchen, das gleichfalls unter den extravagantes steht: *Vulpes, lupus Benedictulus*. *Benedictulus* ist der Sohn des Fuchses und Patenkind des Wolfes. Er wird bei seinem patruus in die Lehre gegeben. Bei den Schafhürden ziehen Lehrer und Schüler erfolglos ab. Am frühen Morgen aber steigen sie auf einen hohen Berg, und der Wolf überträgt seinem filiolus die Wache, weil er schlafen will. Zunächst erblickt dieser Schweine, die auf die Weide getrieben werden, aber der Wolf verzichtet auf diese Speise, weil Schweine borstig sind und ihm Blähungen verursachen. Gegen Kühe und Schafe verhält er sich ebenso ablehnend wegen der Hirten und reissenden Hunde. Erst die Rosse, die das Füchselein erblickt, wecken seines Lehrers Fresslust.

Die direkte Ähnlichkeit der Märchen ist gering, aber die Begründung, warum der Wolf eine Speise ablehnt: *faciunt tortiones mihi* verglichen mit *motionem viscerum meorum faciebas*, und die beiden gemeinsame Angst vor Hirten und *rapacissimi canes* beweist uns, dass wir uns bei beiden in den gebahnten Geleisen der Tiermärchenliteratur bewegen.

Verhältnis des Lupo-pedente-Märchens zum Erzpriester.

Nunmehr ist es an der Zeit, den Nachweis dafür zu bringen, dass die einzelnen untersuchten Elemente sich auch schon frühe zu einem Gesamtmärchen zusammengeschlossen haben. Den Zusammenschluss kann man für dieselbe frühe Zeit, für die die Existenz der einzelnen Motive erwiesen ist, nicht beweisen (Anfang bis Mitte des 12. Jahrh.), weil uns unsere Überlieferung im Stich lässt. Aber den terminus, den Grimm angibt (14. Jahrh.), können wir doch zuverlässig etwas zurück-schrauben durch Aufdeckung des Zusammenhanges mit dem Erzpriester,

auf den Ferd. Wolf bereits früh aufmerksam machte (Altd. Bl. I, p. 5). Denn man kann für Roiz einwandfrei nachweisen, dass er nach einer schriftlichen Quelle gearbeitet hat (darüber s. u.), die also um 1330 in Spanien vorgelegen haben muss. Vielleicht stand die Quelle in einer Sammelhs. mit dem Lyoner Ysopet zusammen, also etwa die *Fabulae extravagantes* in eins.

Der Anfang der Fabel des Erzpriesters fehlt leider, aber die Lücke beträgt nur 6 Strophen und es spinnen sich Fäden von rückwärts in sie hinein, so dass wir uns einigermaßen ein Bild machen können von dem, was verloren ist. Zunächst muss die Sprecherin gewechselt haben. Doña Endrina hat von ihren zahllosen Liebhabern gesprochen:

De quantos me rogaron sabes tu mas de çiento,

die sie ausgeschlagen hat, und damit ist ja schon für die Alte der Anknüpfungspunkt für ihre Warnung, nicht so wählerisch zu sein, da es ihr sonst gehen könne, wie dem Wolf im Märchen, gegeben. Auf diese Einleitung werden wir kaum mehr als eine *cuarteta* zu rechnen haben. In Anbetracht der Ausführlichkeit, mit der der Erzpriester die beiden andern Abenteuer des Wolfes in je 6 Strophen erzählt, werden wir auf das Widderabenteuer auch 6 zu rechnen haben, von denen uns die beiden letzten erhalten sind. Nach Abzug der Einleitungsstrophe und der 4 Widderkoplas bleibt also nur noch eine *cuarteta* zur Verfügung, und ihr können wir ihren Inhalt zuweisen auf Grund des erhaltenen:

Non quise comer tosino, agora soy escarnido

und weiter unten:

Bueno le fuera al lobo pagarse con torresno,

sowie des Lupo-pedente-Textes. Es ist klar, dass der Erzpriester das Einleitungsabenteuer *corpus suis salitum ac siccum* mit jenen Worten meint und es folglich auch der Aufnahme für wert gefunden hat. Die Schmalzgeschichte dagegen erwähnt er nicht in dem überlieferten Teil, er wird sie auch schwerlich behandelt haben, aus künstlerischen Gründen, um sich nicht zu wiederholen. — Nach künstlerischen Gesichtspunkten hat er aber gearbeitet, das sehen wir daraus, dass er das Abenteuer vom Wolf und Pferd, als seiner Fabel *del león e del caballo* zu ähnlich, strich, offenbar um so leichter, als er das Herauskehren der Berufsfabeln in seinem Zusammenhange entbehren konnte. Dieser Zusammenhang machte es aber auch nötig, dass sich die Strafen des Wolfes steigerten. Weil nun die ziemlich pointelose Geschichte mit dem Schwert fortfiel, vielleicht um den tödlichen Ausgang möglichst fernzuhalten im Interesse des Zusammenhanges, bedeutete die Strafe, die dem jetzt am Ende stehenden Ziegenabenteuer folgt, einen zu starken Verlust an Intensität. Aus künstlerischen Gründen musste ein wirkungs-

vollerer Abschluss erzielt werden, wie ihn die Saufabel von selbst an die Hand gab.

Damit habe ich die Abweichungen des Erzpriesters von seiner Quelle charakterisiert und zugleich die sich zunächst aufdrängende Frage: Ist nicht etwa der Erzpriester, dessen Originalität man doch Gutes zutrauen könnte, der Verf. des Lupo-pedente-Märchens, wenn dieses doch erst im 14. Jahrh. in Frankreich auftritt? beantwortet. Man sieht zu deutlich die an einem gegebenen Gegenstand überlegt umgestaltende Hand eines Künstlers, und würde sich nicht erklären können, wie anderseits an die Version des Erzpriesters sich die ihr fremden Elemente hätten ankristallisieren sollen.

Wir kommen also zu dem Ergebnis, dass zur Zeit, als Roiz sein *Libro de buen amor* dichtete (um 1330), ein in allem Wesentlichen dem Lupo pedente gleichendes Märchen höchstwahrscheinlich schriftlich vorlag, welches selbst jedoch viel älter war, weil es offenbar in die Zeit gehört, in der der Wolf der Protagonist des Tiermärchens war. (Ysengrimus, Ysengrimus abbreviatus, Luparius; vgl. Voigt p. LXXXIX, der den Übergang zur Fuchsfabel in die erste Hälfte des 12. Jahrh. setzt); dass es sich erhielt und zunächst unaufgezeichnet, ausbreitete, darf uns nicht wundern. Können wir doch die Zählebigkeit gerade dieses Märchens dadurch nachweisen, dass es sich in dem, fremden Einflüssen so ausgesetzten, Siebenbürgen bis auf den heutigen Tag erhalten hat. (Vgl. Haltrich, *Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande* 1885). Selbst das Beil eines strafenden Zigeuners fehlt am Schluss nicht.

Obwohl wir die Vorlage nicht besitzen, möchte ich es wagen, manche Züge für erzpriesterliches Eigentum zu erklären. Er wird die physiologischen Reaktionen, geschmackvollerweise, abgemindert haben. Sicher ist dieses nachzuweisen in dem Widderelement, wo das *ut propriis stercoribus coinquinaretur* sehr viel weniger gegenständlich wiedergegeben wird. Er ist es wahrscheinlich auch, der den leitenden Faden, den *crepitus ventris* abgeändert und ein *estornudo*, ein Niesen, an seine Stelle gesetzt hat. Sehr bezeichnend für die Dichtungsweise Roiz' scheint mir auch das Emporklimmen des 'geistlichen' Wolfes zu immer höheren Ehrenstellen: aus dem *señor guardiano* wird bei dem Saelement ein *señor abbad*, ohne dass übrigens darunter die Gevatterschaft litte. Die ältere Fassung erwähnte, wie wir sahen, die christliche Taufe der Ferkel nicht direkt, aber der Erzpriester bemächtigte sich selbstverständlich des naheliegenden Details und verwertete es in seiner Weise.

**C. Charakteristik der Arbeitsweise des Erzpriesters
von Hita.**

Nachdem nunmehr die sämtlichen Fabeln des Libro de buen amor an uns vortübergezogen sind, und wir bei jeder einzelnen ihren Zusammenhang mit der mittelalterlichen Fabelliteratur allgemein und ihre originelle Bedeutung im besondern geprüft haben, erscheint es angebracht, die so gewonnenen Resultate in einem zusammenfassenden Kapitel zusammenzustellen, um mit ihrer Hilfe ein Bild von der Arbeitsweise des Erzpriesters zu gewinnen. Wir haben gesehen, in welcher schöpferischer Weise er es verstand, die vielfach ziemlich farblosen Fabeln, wie sie ihm Walther Anglicus und selbst dessen Lyoner Paraphrast boten, neu zu beleben, und fühlen uns zu der Frage gedrängt, ob es nicht möglich ist, seine Neuerungen und Zusätze alle als aus einer Quelle entströmend zu begreifen?

Natürlich leitet im letzten Grunde ein gesunder Realismus den Erzpriester bei der Gestaltung der alten Stoffe, aber ich glaube, man kann diesen zu allgemeinen Begriff noch etwas einengen, ohne den Tatsachen Gewalt anzutun, und die Wirkungen, die Roiz mit seinen Fabeln erzielt, zurückführen auf das reichlich von ihm verwandte Kunstmittel der Spezialisierung. Mir scheint, dass der Hauptunterschied zwischen der Darstellungsweise der mittelalterlichen Fabelsammlungen und der des Erzpriesters sich auf die Formel bringen lässt: der letztere setzt nach Möglichkeit für das Allgemeine das Speziellere.

Denken wir zunächst einmal zurück an die Fabeln, in denen er einen Personentausch vornimmt. Wie oft tritt da nicht an Stelle des ganz allgemeinen Gattungsbegriffs ein speziellerer Vertreter derselben! Ich erinnere an die Fabeln 4 (Hund und Schemen): gieriger Bullenbeisser statt canis schlechthin, 13 (Trappe und Schwalbe): Trappe, Tauben, Sperlinge statt aves, 14 (Gärtner und Natter): Gärtner statt homo, und sonst.

Unter denselben Begriff der Spezialisierung fällt aber auch die so häufig vorgenommene Präzisierung nach Ort und Zeit. In der Fabel 3 (Hund und Dieb) bildet eine Speisekammer, in der Fabel 18 (Esel und Schosshund) ein Boudoir, den Hintergrund der eigentlichen Handlung. Bei mehreren Fabeln verbindet sich mit dieser örtlichen eine zeitliche Fixierung. So wird die Handlung der Fabel vom Maulwurf und Frosch (Nr. 12) erst in Bewegung gesetzt durch das Eintreten des Hochwassers, die Neuerung ist also geradezu wesenhafter Bestandteil des alten Fabelgerippes geworden. Bei der Fabel von der undankbaren Natter begnügen sich die andern Fabeldichter damit, den Zeitpunkt ganz unbestimmt zu umgrenzen — es war im Winter —,

nicht so Roiz; er führt uns an einem eisigen Januarmorgen mit dem Gärtner durch den hart gefrorenen Garten und lässt uns unter einem Birnbaum die kleine Natter halbtot finden. Diese Ausgestaltung ist ‚Roiz in Reinkultur‘, die Zeit, die Person, der Ort haben sich seiner Spezialisierungsneigung beugen müssen.— Ein äusserst charakteristisches Beispiel für die Festlegung örtlicher und zeitlicher Vorgänge enthält ferner die Fabel von der Stadt- und Landmaus. Guadalaxara und Monferrado mögen Orte gewesen sein, die der Erzpriester selbst gelegentlich aufsuchte, ja wer weiss, ob er nicht mehr als einmal, wie die Maus, zum Montags-Wochenmarkt hinauselte, um das bunte Leben und Treiben zu beobachten? (Vgl. Puyol y Alonso, *El Arcipreste de Hita*. Madrid 1906. p. 175.)

Eine zeitliche Fixierung im weiteren Sinne ist es auch, wenn ein Stoff so zugeschnitten wird, dass er eine ganz bestimmte Kulturepoche widerspiegelt. Für diesen Gesichtspunkt können uns die Fabeln 20 (Fuchs und Rabe) und b (Hirschherz) als Beispiele dienen, die beide unverkennbare Spuren der Spielmannszeit an sich tragen. In der einen behandelt der Fuchs den Raben als einen bekannten juglar, von dem er eine canzone erbittet, in der andern wird das Treiben bei einem Feste, das der König der Tiere seinen Untertanen gibt, geschildert, und dabei besonders der Tätigkeit der Spielleute gedacht. Mit den Fabeln, die den Minnesang voraussetzen, verbindet sich leicht diejenige, die den Minnedienst zur Grundlage hat, die Fabel vom Streitross und Esel (Nr. 5). Mit ganz kurzen Strichen zeichnet in ihr der Erzpriester einen von jenen unzähligen Romanen, die der Frauendienst geradezu züchten musste. Endlich ist, durch die Bezugnahme auf reale Verhältnisse, in hervorragender Weise zeitlich festgelegt die Fabel 11, die übermütige Persiflage des Gerichtswesens. Bei ihr muss man allerdings sagen, dass die Grenze des Erlaubten doch ein wenig überschritten ist; die Erzählung vom Affen als Richter ist keine Fabel mehr, sie ist eine ausgewachsene Satire.

Die zahlreichen Mittel, die Roiz, abgesehen vom dem Generalprinzip der Spezialisierung, verwendete, um seine Fabeln zu dem zu machen, was sie sind, ordnen sich natürlich nicht einer höheren Einheit unter, können daher in dieser Zusammenfassung keinen Raum beanspruchen. Ein einziges, das dazu dient, die innere Struktur eines Stoffes zu beleben, mag, weil wiederholt vorkommend (in Fabel 17 und 19), aufgeführt sein; ich meine die Umsetzung des immer stark didaktisch anmutenden Monologs in einen Dialog.

Dass der Roizsche Realismus gelegentlich einmal ausartet und zur Originalitätshascherei wird, sei auch an dieser Stelle, der Billigkeit zuliebe, erwähnt. Ebenso weise ich darauf hin, dass man darüber streiten kann, ob seine Art, Fabelstoffe zu behandeln, mit der